This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

D
640
S32

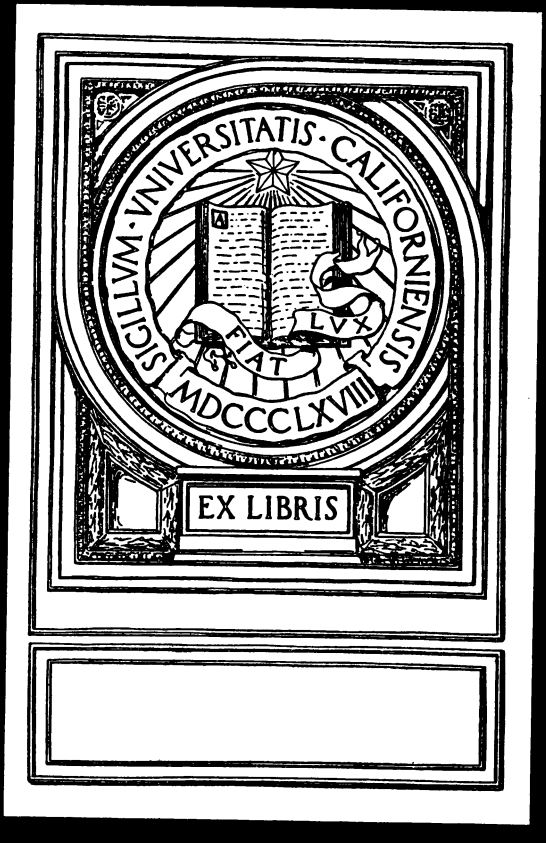
UC-NRLF
$B 282 860

2893

F. Schauwecker

Weltbericht

Verlag Heinrich Diekmann Halle (Saale)


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Weltgericht

Von

Franz Schauwecker

UNIV. OF CALIFORNIA

Erste bis dritte Auflage

Halle (Saale)
Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung
1920

D640
S32

UNIV. OF
CALIFORNIA

Copyright by
Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale)
1920

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten

Vorwort

Der größte Teil dieses Buchs ist in den Jahren 1917 und 1918 geschrieben worden.

Franz Schauwecker.

Deutsch-Krone (Westpreußen),
im Mai 1920.

922129

Druck der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle

Inhalt

Seite

Vorwort III

1918 VI

Einleitung . . . . . 1—3

Die Front . . . . . 4—54

Offiziere 4 — Beförderungsunmöglichkeiten 9 — Beschwerde 11 — Kv und gv 17 — Militarismus und Kaisertum 21 — Urlaub 23 — Verpflegung 27 — Orden und Ehrenzeichen 29 — Ehrgeiz 32 — Leichte Vergehen und Strafen 34 — Vertuschungspolitik 37 — Verwilderung 39 — Unbelehrbarkeit 41 — Propagandatätigkeit 43 — Soldat und Sozialdemokratie 46 — Ablösung! 50 — Das Friedensheer 53 —

Männer . . . . . 55—64

Der Kaiser 55 — Hindenburg 58 — Ludendorff 61

Die Regierung . . . . . 65—77

Schlaffheit der Regierung 65 — Berechnungsfehler 69 — Sinken der Siegeshoffnung 72 — Belgien 75 —

Presse, Partei und Heimat . . . . . 78—97

Presse und Partei 78 — Kriegsberichterstatter 83 — Verderbtheit 91 — Alldeutsche 95 — Miesmacherei 96 —

Forderungen der Seele . . . . . 98—102

Heimat- und Freiheitssehnsucht 98 — Lebenswille 99 — Haß und Sanftmut 100 —

Mensch und Krieg . . . . . 103—104

Die Bundesgenossen . . . . . 105—108

Die Wandlung . . . . . 109—110

Der Waffenstillstand . . . . . 111—113

Das Ergebnis . . . . . 114—115

Das Vorbild . . . . . 116—120

Das Gesetz der Völker . . . . . 121—125

1918

Hochauf rauscht die Musik, stolz, jubelnd, donnerlaut,
Wie eine Sturzflut, die felsüber niederhaut
Und in die Felder springt.
Das Pflaster dröhnt und rollt dumpf unter unserm Tritt.
Millionen! Mann und Mann! Die Herzen zittern mit,
Der Sturmwind singt.

Unhemmbar, sturmgewiegt, steilüber Roß und Mann
Schwebt eines Fahnentuchs gekrönter Aar voran,
Des Flug die Wolken bricht.
Und über allem schwebt schlicht eines Liedes Klang.
Deutschland, — du gehst allein nun deinen schwersten Gang:
Zum Weltgericht.

Kein sturmbefreiender Held ist uns heut der Sieg.
Fern rollt und grollt die Front. Entsetzlich ist der Krieg,
Von Nacht und Graun umweht.
Die Erde bebt und dröhnt dumpf unter unserm Schritt.
Millionen! Mann um Mann! Die Herzen beben mit
Und ein Gebet.

Kein Witzwort sticht und gellt. Kein Lachen höhnt und droht.
Kein Aug und Angesicht, kein Rausch und Jubel loht,
Kein Trug und Selbstbetrug.
In unsern Herzen ballt zur Faust sich eine Hand,
Steht nur ein Wort, ein Schwur, ein Name eingebrannt:
Deutschland — genug.

UNIV. OF CALIFORNIA

Einleitung

Drei und ein halbes Jahr lang habe ich als Gemeiner, Unteroffizier und Vizefeldwebel unter den Soldaten gelebt, ein halbes Jahr hindurch bin ich als Offizier der Kamerad meiner Leute gewesen.

Auf Ablösungsmärschen in dunklen Regennächten, in stickender Luft dämmriger Unterstände, beim Essen mit einem Löffel aus einem Kochgeschirr, in gemeinsam durchbebter Todesangst unter dem Trommelwirbel feindlichen Geschützfeuers, in der Enge schlammiger Horchlöcher, Schulter an Schulter, Seele an Seele unter gleichem Entbehren, unter gleicher Not, vor dem gleichen Tode sind die Schranken gefallen, die im geregelten Leben der Heimat den letzten Einblick verwehren, haben die Gefühle bloß und zitternd gelegen und haben die Gedanken sich zu anklagenden, verurteilenden, hohnvoll-ohnmächtigen Worten geballt, die keine Rücksicht kannten. In den folgenden Blättern gebe ich sie mit meinen Worten wieder.

So haben wir gefühlt, — wir, das Heer der Front, die Soldaten der vorderen Linie, das Volk der Tat. Mit bitterem Schmerz und mit finsterem Grimm haben wir gesehen, daß uns im Rücken ein andres Volk von fremdem Empfinden lebte, das das Verständnis nur auf der Zunge und nicht im Herzen trug, das ein Volk der Parteien, ein Volk des Zwiespalts war, ein Volk der Rede und des Wortes und mit billigen Worten seiner Brüder an der Front gedachte! —

Unerträglich war die Ohnmacht, die uns an der Front drückte. Der Feind im Graben vor uns, der Gegner im Trichterfelde drüben war mit Gewehr und Handgranate, mit Minen und Granaten zu besiegen; der Gegner im Rücken war uns unangreifbar, unerreichbar und hielt uns an unentrinnbarem Seil. Wir taten einen Schritt vor, und das Seil riß uns zurück. Antäos, heißt es, berührte die Muttererde und gewann erneute, unbesiegbare Kraft aus ihr, — hoch in den Lüften erst konnte ihn der Tod der Erstickung überwältigen. Der Deutsche kam zur Heimat, und die Muttererde raubte ihm die sittliche Kraft des Angriffs, lähmte ihm den Kampfgeist, — nicht der Feind hat ihn fern der Heimat, hoch in den Lüften besiegt, die Heimat erstickte ihn in eigner Erde. Der Deutsche fiel durch den Deutschen.

Dem Daheimgebliebenen, der an der eignen Seele gleiches erlitt, ist wenigstens eine Bitternis erspart geblieben: er hat sein Leben nicht obendrein noch dem Tode hinhalten müssen. Das Feldheer aber ist mit schutzloser Brust offen dem Tode entgegengestürmt und hat es gefühlt in allen Fibern seines Empfindens, in allen Gedanken seines Hirns, in allen Schlägen seines Herzens: „All dieses tun wir für eine feige Regierung, für ein verständnisloses Volk, für selbstsüchtige Parteien."

In der Hölle der Artillerievorbereitung brannte die Hölle eines Gedankens im Herzen: „Dies tun und dulden wir für euch, dies tun und leiden wir für das, was wir mit dem Rechte des Handelnden vom Kriegsende erwarten und fordern. Was aber tut und leidet ihr zu Hause für uns? Was tut und duldet ihr für das, was ihr denkt und was ihr fühlt? Wir setzen das Leben ein für euch und unser Ziel, das uns Lohn sein soll. Was aber setzt ihr ein für uns und euer Ziel?"

Auflachen und Fluch war die Antwort.

„Vier Jahre lang haben wir im Dreck gelegen und

gehandelt für solch ein Volk, und dies ist das Ende! Dafür haben wir gekämpft und geblutet."

So marschierten die heimkehrenden Truppen durch Deutschlands Städte und Dörfer, durch das „dankbare" Vaterland, vorbei an den triumphierendsten aller Kriegsgewinnler, den Parteiführern und Worthelden, die die Gelegenheit zu beschwören und zu nutzen verstanden hatten.

„Wenn schon jemand das Maul aufreißen und große Bogen spucken muß, dann haben wir wohl das meiste Recht dazu und nicht die Parteiführer, Etappenschweine, Reklamierten und Garnisondienstfähigen, die nichts, gar nichts für ihr Vaterland eingesetzt haben. Aber das Maul aufzureißen, das haben die Herren von je verstanden. Den Erfolg sehen wir jetzt! Bloß für uns ist es schwer, diesen Leuten jetzt zu gehorchen. Die Dummen! Das sind wir wirklich gewesen! Vier Jahre lang! Bande!"

Wie oft habe ich solche Worte aus den Reihen der heimkehrenden Truppe gehört! Wie bitter oft! —

Jene Zeilen der nachfolgenden Blätter, die von einer höhern Warte einen Überblick zu geben suchen, sind Ergebnisse von Gesprächen, von Stunden der Besinnung, in denen man sich allein oder mit Kameraden Rechenschaft abzulegen und Erklärungen für Unerklärbares zu geben mühte. Auch hier sind es Gedanken der Allgemeinheit des Heeres, die ich wiedergebe, bis auf vereinzelte Ausnahmen, wie z. B. die Schlußabschnitte des Buches.

Die Front

Offiziere! Das war mit der Verpflegung die leidigste aller Fragen. Die Dringlichkeit ihrer Beantwortung ging so weit, daß zum Schluß des Krieges jeder Offizier als Offizier ein wandelnder Vorwurf für die Leute war und von vielen etwa so empfunden wurde, wie der Stier das rote Tuch auffaßt: als persönliche Kränkung und Herausforderung. Die Anklagen, die gegen den Offizier erhoben wurden, richteten sich in erster Linie gegen den Rang selbst und die mit ihm vorschriftsmäßig verbundenen Vorzüge, also gegen die Sache selbst; persönliche Vorwürfe kamen weit dahinter.

Man war vor allem verbittert auf die bessere Lebensführung des Offiziers und empfand sie als eine ungehörige Klassenbevorzugung bei versprochener Gleichheit aller. Die bessere Lebensführung des Offiziers gegenüber den Mannschaften ist unleugbar. Der Offizier hat ein weit höheres Gehalt, einen leichteren Dienst, eine rücksichtsvollere Behandlung durch seine Vorgesetzten, eine bessere Wohnung als der gemeine Mann und der Unteroffizier. Zu seiner persönlichen Bedienung steht ihm ein Bursche zur Verfügung, und die Verpflegung ist in den Ruheorten zwar dieselbe wie bei den Leuten, indessen durch die Einrichtung besondrer Offiziersküchen und zweckmäßigere Zubereitung besser als die der Leute. Bei Krankmeldungen findet ein Offizier unzweifelhaft mehr Berücksichtigung als der Mann. Zwar muß der Offizier

sich seine Kleidung selbst kaufen, dafür ist sie aber auch besser im Stoff und Sitz als die des Mannes. Die Befehlsgewalt des Offiziers gilt auch außerhalb des Dienstes und ist umfangreich. Jeder Mann ist zur vorschriftsmäßigen Ehrenbezeugung dem Offizier gegenüber und zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet.

Von diesen Dingen sind es besonders drei gewesen, die den Soldaten erregt haben: die Verpflegung, das höhere Gehalt und — dies ist an der Front bedeutungslos gewesen — die außerdienstliche Befehlsgewalt. Hierin war das Urteil der Leute sich einig und im allgemeinen streng sachlich.

Es ist verständlich, daß grade im Felde, das mit seiner Gemeinsamkeit von Not und Tod die Herzen zusammenschweißen und betonte Unterschiede verwischen sollte, die bevorzugte Verpflegung einer Klasse bei der andern Anstoß und das Gefühl unberechtigter Zurücksetzung erregte, namentlich — das muß man sich hier wie bei allen andern Dingen immer aufs neue vergegenwärtigen — namentlich wenn dieser Zustand Jahre hindurch anhält. Der Magen ist ein gnadenloser Gewaltherr. Auf nichts achtet der Mensch weniger, wenn er satt zu essen hat, als auf das Essen; und auf nichts späht und lauert er bei leerem Magen eifersüchtiger und giervoller als aufs Essen. Grade in dieser peinlichen Frage hat es leider auf seiten der Offizere an dem nötigen Entgegenkommen gefehlt. Man sollte es der Unbildung überlassen, den Bauch zum Gott zu erheben. Die Offizierküchen waren den Leuten zuwider, zumal sie, da ihnen der Einblick fehlte, dadurch in das ewig rege Mißtrauen des Nichtwissenden fielen und nun mit beständigen, übertreibenden Vermutungen Übervorteilungen und Unterschlagungen an Lebensmitteln, die für die Kompagnie bestimmt waren, zu sehen glaubten. In vereinzelten Fällen haben sie sich darin nicht getäuscht. Betrüger gibt es in jedem Beruf. Aber die

Leute begingen in ihrer Erbitterung den Fehler, dem jede Verbitterung verfällt: Übertreibung. Im Kampfgelände fiel der Unterschied der Verpflegung von selber fort. Vor dem Tode herrschte Gleichheit.

Das Gehalt des Offiziers wurde gleichfalls als Bevorzugung, später als unbillige Übervorteilung empfunden. Je höher mit der wachsenden Knappheit aller Dinge die Preise stiegen, desto verstimmender wirkte es. Der Offizier konnte sich ganz andre Ausgaben gestatten als der Mann. Daß bei den Reserveoffizieren mit einem Zivilberuf eine starke Verkürzung des Berufsgehalts eintrat, daß der aktive Offizier sein Gehalt als ein viel zu knappes Berufsgehalt bezog, sahen die Leute nicht; sie gewahrten allein die deutliche Unterscheidung und wiesen im übrigen auf die allerdings nicht wenigen jungen Reserveleutnants ohne einen Zivilberuf und auf ihre daheim geschlossenen oder zugrunde gegangenen Eigengeschäfte hin. Die Berechtigung der Mannschaftskritik lag in der zu niedrigen Löhnung der Leute. Sieben bis acht Mark Löhnung für zehn Tage sind lächerlich wenig, während andrerseits bei einer notwendig beträchtlichen Erhöhung der Löhnung die riesige Masse des Heeres ins Gegengewicht fiel. Eine Herabsetzung der Kantinenpreise wäre ein bald verstopfter Notausgang geworden. „Der Krieg dauert zu lange.“ Diese knappe Soldatenkritik traf den Kern. Die zu lange Dauer mußte Unhaltbares schaffen, — Sackgassen, in denen der gewandteste Spürsinn vor einer unübersteigbaren Mauer stand. Zu stark gedehnter Gummi verliert die Dehnbarkeit.

Der dritte Anstoß, die außerdienstliche Befehlsgewalt, fiel an der Front fort. Dort ist immer Dienst und die Notwendigkeit eines dauernden, einheitlichen Befehls ist dem Dümmsten klar gewesen. In den Ruhestandorten und den Heimatgarnisonen zerfiel das Leben in Dienst und Außendienst, d. h. in unfreie und freie Zeit. Auch in

der freien Zeit unterlag der Soldat den militärischen Vorschriften: er mußte jeden Vorgesetzten grüßen, hatte ein ruhiges Benehmen zur Schau zu tragen, mußte Uniform tragen, war jedem Befehl eines Vorgesetzten zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, mußte verbotene Wirtschaften meiden und hatte zu bestimmter Stunde, zum „Zapfenstreich", in der Kaserne zu sein und in ihr zu bleiben. Die Masse der Männer des Volkes war Soldat, Untergebener.

Millionen waren diesen Vorschriften für Jahre streng unterworfen, Jünglinge gleichermaßen wie gereifte Männer, die eine Familie ernährten und Recht und Fähigkeit zur Selbstbestimmung besaßen. Die Gegenüberstellung von Vorgesetzten und Untergebenen, das Befehls- und Gehorsamsverhältnis mußte unter solchen Umständen für den Untergebenen lästig werden, so lästig, daß es schließlich als angemaßte Bevormundung und unterdrücktes Freiheitsrecht, gefesselte Selbstverfügung angesehen und gehaßt wurde.

Über- und Unterordnung in so betonter Form sind im Kriege unbedingt notwendig. Wenn Auflehnung dagegen in Gestalt von Achtungsverletzungen und Gehorsamsverweigerung sich mehrte, so sind das vereinzelte Durchbrüche einer unter fester Decke gärenden Masse gewesen, die kommen mußte. „Der Krieg dauert zu lange." Man hat stillschweigend, ohne vorgeschriebene Verhaltungsvorschriften aus eigner Klugheit die rücksichtslose Straffheit des Gehorsams gelockert, hat hier und dort Dinge übersehen, die im Frieden bei milderen Gesetzen unweigerlich scharf bestraft worden wären, und hat dadurch keine merkbare Erleichterung geschaffen, hat eher die Auffässigkeit gestärkt. Trotzdem hätte darin keine vernichtungdrohende Gefahr gelegen, wenn nicht in aller Öffentlichkeit straflos und erfolgreich das Zeichen zur Gehorsamsverweigerung, zum Aufruhr gegeben worden wäre: die Revolution. Da

brach die feste Decke, der Boden unter den Füßen, und die glühende Masse quoll und gärte empor in einem maßlosen Ausbruch von Haß, Rachegefühl und Vergeltungssucht. Fließende Masse aber kennt keine Ordnung, keine Grenzen, keinen Halt und zerfließt. Das kaiserliche Heer ohne den Bann der Manneszucht zerfloß in Millionen einzelner Soldaten und zerspritzte in einen kraftlosen Schaum von Possenreißerei, Sinnlosigkeit und Selbstsucht.

Diese drei Dinge ließen sich sachlich betrachten. Die Gefährlichkeit des Hasses wurde ihnen durch ein andres eingehaucht: die gedankenlose Eigensucht und Verständnislosigkeit einiger Offiziere, die in einer nicht genug zu beklagenden Verkennung des Ernstes eines schweren Krieges beruht. Mit den Offiziersbeförderungen wurde im Anfang des Krieges in erzwungener Hast mit einem Leichtsinn umgesprungen, der sich selber strafte. Jeder, auch der sachlich betrachtende Soldat hat da Dinge erlebt, die ihn bei allem Wohlwollen den Kopf schütteln ließen vor Erstaunen und Unwillen.

Es sind so bedauerliche Entgleisungen vorgekommen wie die, daß ein Hauptmann an der russischen Front eine dienstliche Rüge an seine Unteroffiziere mit den Worten schließt: „Wer mir von euch nicht in den Kram paßt, den schicke ich nach Flandern. Da kann er sich ja von einer Granate die Knochen zerhauen lassen."

Es ist geschehen, daß ein Kompagnieführer so zuchtlos war, inmitten seiner Leute vollständig betrunken herumzustolpern, wie es geschehen ist, daß ein Bataillonskommandeur, nachdem bei einem Übungsschießen ein Mann durch den Leichtsinn eines Schützen verwundet worden war, seinem Bataillon eine Rede hielt, in der die Worte fielen: „Seid froh, Leute, daß es bloß ein Mann war, der hier verwundet wurde; bedenkt doch, es hätte ja ebensogut auch ein Offizier sein können."

Die unheilvolle Wirkung derartiger Äußerungen kann man sich mühelos vorstellen.

Andrerseits kann nicht genug betont werden, daß derartige Vorfälle vereinzelt dastanden und derartige Offiziere an der Front eine Seltenheit, eine große Seltenheit waren. Der gar nicht wieder gut zu machende Schaden solcher Äußerungen und solchen Benehmens liegt aber darin, daß der schon erbitterte Soldat grade für diese Vorkommnisse ein gutes Gedächtnis hatte und zwanzig verständige Worte über einem unverständigen übersah. Kurz: hundert Offiziere bauen in einem Jahr auf, und ein einziger reißt es mit hundert Worten nieder. Über die Selbstverständlichkeit eines taktvollen Verhaltens sieht jeder selbstverständlich hinweg, aber die Ausnahme der Taktlosigkeit, die oft ungewollter Dummheit entspringt, brennt mit der beißenden Schärfe einer schweren Beleidigung und Verhöhnung.

Nichts verletzt mehr als die Empfindung, absichtlich zurückgesetzt zu sein; nichts erbittert mehr als das Gefühl, andre bevorzugt zu sehen, namentlich dort, wo der Tod allen gleichmäßig droht. Doch diesen Gefühlen entrang sich der zuweilen taube und blinde Haß der Soldaten gegen alles was Achselstücke trug. Das Feldheer war von diesem Haß weit weniger erfüllt als die Heimatgarnisonen und die Etappensoldaten. Dort aber wurde auf Urlaub, bei Abkommandos und in den Lazaretten ein großer Teil der Frontsoldaten verseucht.

Als Führer ihrer Soldaten waren die Offiziere vorbildlich und unantastbar.

Beförderungsunmöglichkeiten Die Masse des Heeres besteht aus gemeinen Soldaten, und es ist selbstverständlich, daß, trotz Abgängen von Vorgesetzten durch Krankheit, Verwundung und Tod und

trotz zahlreicher Beförderungen aus dem Mannschaftsstande, der überwiegende Teil des Heeres nicht befördert werden kann und gemeiner Soldat bleiben muß. Damit sind Millionen zu jahrelangem unbedingten Gehorsam gezwungen, der im Lauf dieser Jahre Unzufriedenheit erregen und den Ruf nach Beförderung, den Schrei über Ungerechtigkeit von Bevorzugung und Zurücksetzung ertönen lassen muß. Dieser Gefahr unterliegt jedes Heer jeden Staates, auch des grundstürzendsten sozialistischen. Riesenlöhnungen schaffen keinen Ausgleich. Sie sind nur ein Aufruf an die Niedrigkeit des Verdienstsinnes. Verlangen nach Beförderung aber ist Ehrgeiz oder Selbstgefühl, das sich in besonnenen Zeiten nie mit Geld abfinden lassen wird.

Im Heere des deutschen Kaisertums verbitterte ein andrer Mißstand, der offenbar eine Ungerechtigkeit war, viele Herzen: die Unmöglichkeit, daß Leute ohne genau festgelegten, nur durch Geld und Verstand erwerblichen Bildungsgrad zum Offizier befördert werden konnten, mochten sie noch so gute militärische Fähigkeiten haben. Das war Grundsatz, war Bestimmung.

Zwei Ausnahmen umgingen die Regel. Beweise großer persönlicher Tapferkeit konnten jedem den Offiziersrang verschaffen. Konnten — nicht mußten! Diese Beförderungen waren auch als Ausnahmen so selten, daß sie in den Zeitungen meistens eine besonders hervorgehobene Erwähnung fanden. Der gemeine Soldat fand in einer Auszeichnung den gebräuchlichen Lohn seiner Tapferkeit, allenfalls auch in der Ernennung zum Gefreiten oder, war er Gefreiter, in der Beförderung zum Unteroffizier. Ich persönlich habe in meiner vierjährigen Soldatenzeit im Kriege nur einen solchen Fall gesehen.

Die zweite Ausnahme bestand in der Ausnahmestellung des Feldwebelleutnants, die als Offiziersrang gedacht war und doch in Wahrheit nur ein Zwitterding von

Offizier und Unteroffizier war, ein unglückliches Mittelglied zwischen zwei getrennten Welten, weder Fleisch noch Fisch, weder Borke noch Baum. Das zeigte sich äußerlich in dem Gemisch von Offizier- und Unteroffizierabzeichen, Achselstücken, Tressen und Knöpfen. Für den Feldwebelleutnant war sein Rang eine etwas peinliche Last, die ihm leider von den vollgültigen Leutnants zuweilen noch peinlicher gemacht wurde. Selbst diese Ausnahme war durch Bedingungen in ihrer Anwendbarkeit stark eingeschränkt: nur zwölfjährig gediente Unteroffiziere, die nicht mehr aktiv waren, konnten Feldwebelleutnants werden. Für die Masse der gemeinen Soldaten und Unteroffiziere fiel also auch diese Ausnahme fort.

Diese schroffe Einschränkung der Beförderungsmöglichkeit war offenbar eine Ungerechtigkeit und mußte wie jede straff durchgeführte Ungerechtigkeit auf die Dauer böses Blut machen. Besonders gefährlich mußte diese Maßnahme wirken, da sie die Masse des Volkes traf, die schon genug Lasten des Kampfes trug und durch vielerlei eingebildete oder tatsächliche Mißstände und durch planmäßige Verhetzung gereizt war. Warum wurde hier keine Änderung geschaffen? Ich weiß es nicht. Was war die Quelle des Übels? Die Verständnislosigkeit für die einfache Tatsache, daß das deutsche Heer ein Volksheer ist, und daß man im Kriege nach andern Grundsätzen ein Volksheer zu verwalten und einzurichten hat als im widerspruchsschwachen, geordneten Frieden.

Beschwerde. Es ist immer behauptet worden, jeder Mann des kaiserlich deutschen Heeres habe das Recht zur Beschwerde und könne nach Belieben davon Gebrauch machen. Das ist richtig. Indessen: das Recht auf Beschwerde haben, das heißt noch nicht, die Möglichkeit

haben, die Beschwerde rasch durchzuführen, das heißt noch nicht, ein unparteiisches Urteil erzwingen zu können. Der Mann beschwert sich unter Beobachtung aller vorgeschriebenen Formen. Was dann erfolgt, bleibt ihm unbekannt. Er erfährt nur den Erfolg, wogegen er, wenn er sich benachteiligt glaubt, Berufung in Form einer neuen Beschwerde einlegen kann. So war es in Krieg und Frieden im Heer. Von hundert Beschwerden richten sich fünfundzwanzig gegen eine als schlecht empfundene Verpflegung und fünfundvierzig gegen eine als beleidigend empfundene Behandlung, der Rest verteilt sich auf allerhand besondre Vorfälle und Gelegenheiten, unter denen der Urlaub eine hervorragende Stelle einnimmt. Das ist eine Erfahrung des Krieges.

Wer mit den Mannschaften als Mann zusammen gelebt hat, wird wissen, daß selbst bei gegebnen Veranlassungen eine sehr geringe Neigung zum Beschweren vorhanden war. Fragte man einen Soldaten, ob er sich denn über dieses oder jenes, was ihm widerfahren sei, nicht beschweren wolle, so erhielt man fast regelmäßig die Antwort: „Ich werde mich schwer hüten. Bloß nicht!"

Bei genauerem Nachfragen ergab sich dann folgendes Bild: die Leute hatten Furcht vor ihren Vorgesetzten, namentlich vor dem, dem die Beschwerde galt, oder sie scheuten die Umstände von Vernehmungen.

Der erste Grund war der beherrschende. Die Ursache war die: jeder Kompagnieführer, jeder Bataillons- und Regimentskommandeur wollte eine möglichst gute, einwandfreie Truppe haben; eine größere Zahl bestrafter Leute war ihm darum unangenehm. Die höheren Stellen, die oft ganz genau wußten, wo und wie der Hase läuft, sahen tiefer und sagten sich, daß der Anlaßgeber zur Beschwerde zum mindesten ein verständnisloser oder ein Vorgesetzter ohne viel Selbstbeherrschung sein müsse. Viele Beschwerden in einem Truppenteil konnten ihn also nur

in ein schlechtes Licht stellen. Daher wurde oft den Soldaten bei Gelegenheit einer regelrechten Beschwerde der Vorschlag der gütlichen Beilegung an Ort und Stelle gemacht oder die Sache wurde als unscheinbar und übertrieben aufgefaßt und als Beschwerde an höhere Dienststellen für ungeeignet erklärt. Böswilligkeit gegen den Beschwerdeführenden lag dabei nicht vor, es war eben meist der menschlich allgemeine Grund, als Unbeteiligter einen „Krach" zu vermeiden, gestärkt durch Ehrgeiz oder Bequemlichkeit, allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, namentlich bei Reserveoffizieren.

Die Leute hatten Angst, sich zu beschweren. Es gab ein altbekanntes Wort im kaiserlichen Heer: „Beschwer' dich nur ruhig über einen Vorgesetzten, dann wirst du schon merken, was dir passiert." Damit wurde der grüne Rekrut von seinen Kameraden empfangen, und dies Wort vererbte er auf das nachfolgende Rekrutengeschlecht weiter, ohne es vielleicht am eignen Leibe erfahren zu haben. So erlangte diese Warnung allmählich die Gültigkeit eines ungeschriebnen Gesetzes. Wer sich dennoch mutig genug zu einer Beschwerde erwies, wurde angestaunt oder von den im Dienst hart gewordenen als empfindliches Muttersöhnchen betrachtet. Ich halte es für möglich, daß ein Mann, der sich beschwert und so dem betreffenden Vorgesetzten einen Schaden zugefügt hat, dafür im Dienst die Rache dieses Mannes auf irgendeine unangreifbare Weise zu fühlen bekommt und sich das Soldatenleben vergällen lassen muß. Aber der Mann, dem es so ergeht, hat — ich spreche hier vom Kriegsheer! — selber einen Teil der Schuld. Die Leute waren oft, namentlich zu Beginn als Rekrut, eingeschüchtert durch Verhetzung und übertriebene Redensarten, waren als Neulinge bedrückt und unbeholfen und schwiegen in ihrem Nichts durchbohrenden Gefühl und ihrer Vertrauenslosigkeit zu sich selbst, die ihnen als unwissenden, ungeschickten Rekruten

täglich auf dem Kasernenhof und in den Unterrichtsstunden eindringlich vorgeführt wurden. Unter den Unteroffizieren des Ausbildungpersonals waren manche durch das unaufhörliche, eintönige Ausbilden der Rekruten nervös geworden, andere waren vielleicht von Natur harte, rücksichtslose Menschen. Es war kein Wunder, daß die Ängstlichkeit dieses oder jenes Rekruten dann einmal in unerhörter Weise ausgenutzt wurde, ohne daß das Vergehen seine verdiente Strafe fand, weil der Rekrut vor der Beschwerde und der gefürchteten Rache scheute. Wer als Rekrut rücksichtslos auf seinem Recht bestand, seinen Dienst erfüllte und durchblicken ließ: „ich verstehe Spaß, aber ich verstehe keine Unverschämtheiten und weiß, was ich zu tun habe", der hatte keinen Anlaß zur Beschwerde, und hatte er ihn dennoch, dann brauchte er sich vor einer Rache nicht zu fürchten.

Ich habe ein einziges Mal einen Sergeanten, einen niederträchtigen Menschen, der wegen seiner Rachsucht berüchtigt war, auf die möglichen Folgen seines Benehmens mir gegenüber durch meinen Korporalschaftsführer aufmerksam gemacht, und der Sergeant war im Dienst seitdem die Vorschriftsmäßigkeit selbst und außer Dienst fast höflich.

In der Beschwerdefrage kam es im kaiserlichen Heer immer sehr viel auf die Persönlichkeit des Untergebenen an. Hierin kann nur ein Tadel einerseits und auf der andern Seite ein Mißstand liegen: es darf bei einer Sache nie auf die Persönlichkeit des daran Beteiligten ankommen, sondern nur auf die Sache selbst und ihre Unpersönlichkeit, namentlich dort, wo es sich um Recht und Unrecht handelt.

Wie groß zuweilen die Angst vor dem Vorgesetzten war, davon sei nur ein Beispiel erzählt: zu einem Kompagnieführer kam eines Tages ein Rekrut, er wolle seinen Korporalschaftsführer, einen Sergeanten, melden, der zwar

nicht ihn selber, aber einen Mann der Korporalschaft derart ins Gesicht geschlagen habe, daß die Nase geblutet habe. Der Geschlagene, sagte er, sei zur Meldung zu verängstigt. Nun wurde der Geschlagene vernommen, der hartnäckig alles leugnete. Die andern sechs Mann der Gruppe leugneten trotz eindringlichsten Verhörs, trotz des Versprechens, es werde ihnen von dem Sergeanten nichts mehr geschehen, sie würden nicht mehr in seiner Korporalschaft bleiben. Alles vergeblich! Der Mann, der die Meldung gemacht hatte, blieb dabei und äußerte seinen Kameraden ins Gesicht hinein seine Empörung über ihre Feigheit. Der Sergeant war ein Mann, dem selbst seine Kameraden eine derartige Roheit wohl zutrauten. Es war offenbar, daß der Mann in der angegebnen Weise geschlagen worden war, und für die Angst der Leute sprachen ihre scheuen Mienen und die übertriebene Hast der Ableugnung ebenso wie ihr verlegenes Verstummen, als sie ihrem Kameraden, der die Meldung gemacht, gegenübergestellt wurden. So ist es oft bei Beschwerden gewesen. Einer hat endlich den Mut, aber dann lassen ihn sämtliche Zeugen feige im Stich, und die Beschwerde wird vorsichtshalber fallen gelassen. Ohne Zeugen ist nur eine Behauptung möglich, aber kein Beweis.

Hier liegt der Mißstand in der Möglichkeit einer derartigen Verschlichterung. Der Grund kann Mangel an Aufsicht oder Gleichgültigkeit des Beaufsichtigenden sein. Namentlich im Beginn des Krieges waren in den Rekrutendepots und Ersatzbataillonen der Heimat wenig Offiziere, die oft noch durch Verwundung im Dienst stark behindert waren und für die Einöde des Garnisonbetriebes wenig Liebe hegten. Da konnten der Kompagniefeldwebel und die Unteroffiziere den eignen Geschmack in der Ausbildung zu sehr betätigen, und dabei sind hin und wieder aus Kurzsichtigkeit und Verständnislosigkeit unverantwortliche Versündigungen am heiligen Geist der

Zeit geschehen. Verängstigung, Hilflosigkeit der Leute war die natürliche Folge, zumal da es sich vielfach um unbeholfene Leute des flachen Landes handelte. Später überwogen die Reserveoffiziere über die aktiven, und es ist nur natürlich, daß sie grade für das Einerlei der Garnison eine geringere Liebe und eine auf mangelnder Übung beruhende Erfahrungslosigkeit mitbrachten, die bei dem Berufsoffizier nicht vorhanden war.

Aus all diesen Gründen sind viele Beschwerden aus mangelndem Zutrauen überhaupt unterblieben und ist ein Teil im Sande verlaufen. Bei einer durchgeführten Beschwerde war den Leuten meist der Erfolg zu winzig. Sie dachten an ihre eignen Strafen von strengem Arrest, Nachexerzieren, kräftigen Anranzern, die in aller Öffentlichkeit verkündet und vollzogen wurden. Das war alles beim Offizier nicht der Fall. Er bekam keinen strengen Arrest und er brauchte auch nicht nachzuexerzieren; seine Strafen kamen nicht in die Öffentlichkeit der Kompagnie- und Bataillonsbefehle. Niemand, außer den Offizieren, erfuhr etwas davon, höchstens dem Beschwerdeführer wurde es in gemilderter Form mitgeteilt. Offizier muß Offizier bleiben. Aber so kam es, daß die Leute sich zusammensetzten und sagten: „Na also! Was ist rausgekommen bei der Beschwerde?! Nischt! Gar nischt! Ein Verweis und 'ne Verbeugung mit der Hand an der Mütze. Da lacht er nachher drüber. Aber wir! Zehn Tage streng wär das Mindeste gewesen. Nee, beschweren! Ich danke! Es hat doch keinen Zweck!"

Daß ein scharfes Wort einem Offizier gegenüber schlimmere Folgen zu haben pflegt als eine Stunde Nachexerzieren für den gemeinen Mann, bedachten die Leute nicht. Sie sahen nur den glänzenden Überstrich der gesellschaftlichen Form und hielten daher alles für eine formelle Sache, die an sich bedeutungslos ist und nur der Vorschrift Genüge leisten soll. Letzten Endes lag in der

Verbitterung hierüber wieder die Empörung über die bevorzugte Stellung des Offiziers. „Je mehr Pflichten, desto mehr Rechte" und die Umkehrung dieses Wortes, — das gab es für die Leute nie. Persönlicher Unwille sieht über alles unterschiedlos hinweg nur das eine einzige, das ihn persönlich reizt.

kv und gv Es ist leider eine Tatsache, daß eine erhebliche Anzahl von Männern, die nicht gesund oder einwandfrei felddienstfähig waren, dennoch ff oder, wie es später genannt wurde, kv (kriegsverwendungsfähig) geschrieben und an die Front geschickt wurde. Diese beklagenswerte Tatsache war unter den vielen, die die Kampfsittlichkeit der Front langsam gelähmt haben, eine der schädlichsten. Ihre unmittelbare Folge war das Wort: „Heute ist ein Menschenleben ein Dreck. Jeder Arzt kann einen, wenn er schlechter Laune ist, in den Tod schicken. An dem einzelnen Staatsbürger liegt dem Reich eben nichts. Wir sind bloß Kanonenfutter, Opfertiere. Hauptsache ist: man kann noch kriechen, auf dem rechten Auge sehen und den rechten Zeigefinger am Abzug krümmen. Das genügt! Dann ist man kv und kann für sein Reich ins Massengrab steigen."

Die Mißgriffe auf dem Gebiet ärztlicher Massenuntersuchung waren zuweilen wirklich staunenswert. Mir persönlich geschah es, daß der untersuchende Arzt nach einem einzigen flüchtigen Blick auf meine Verwundung — Gewehrschuß durch den Oberschenkel — das klassische Zauberwort „kv" sprach und hinzufügte: „Der Nächste."

Dabei war ich nur fähig, das linke Bein eine knappe Fußlänge vor das rechte zu setzen. Bei dem andern Truppenteil, zu dem ich wenige Tage später versetzt wurde,

wurde ich gv und bin es seltsamerweise monatelang gewesen.

Man überlege, welches moralische Unheil ein solcher Arzt in einem Ersatzbataillon anrichten kann, zumal wenn er jahrelang seine Tätigkeit ausüben kann! Ich habe von Fällen erzählen gehört, in denen Leute mit Holzbeinen — natürlich irrtümlich — kv geschrieben wurden, und ich muß gestehen, ich glaube den Erzählungen. Schon die bloße Möglichkeit solchen Irrtums sagt mehr als genug. Ein gleichgültiger Arzt ist gewissenlos, und ein gewissenloser Arzt ist schlimmer als ein ungläubiger Priester. Ein Grammophon, das hundertmal kv und einmal gv sagt, auf den Tisch des Untersuchungszimmers gestellt, aufgezogen und abgeleiert unterm Vorbeimarsch der Kompagnie in Reihe gesetzt rechts um — das tut dieselben Dienste zu billigerem Preise.

Im Frieden mag ein derartiges ärztliches Verfahren bei der gesunden Auswahl gesunder Jugend am Platz sein, im Kriege ist es gegenüber den bunt zusammengewürfelten Lebensaltern und dem Durcheinander von Gesundheit und Krankheit gradezu ein Verbrechen, ganz abgesehen von der Erbitterung, die es erregt. Derartige Ärzte sind Ausnahmen, aber — wie gesagt — eine einzige derartige Ausnahme in einem einzigen Ersatzbataillon jahrelang tätig — und die Folgen sind klar.

Weit mehr Grimm aber floß den Leuten aus einer andern Tatsache, die nicht wie diese nur in Vereinzelungen und Ausnahmen bestand. In den Schreibstuben Generalkommandos, Bekleidungsämtern, Verpflegungsdepots, Munitionsämtern und andern Einrichtungen der Heimat und Etappe sammelte sich allmählich ein Heer von kriegsverwendungsfähigen Leuten an, die dennoch niemals an die Front geschickt wurden. Die Zahl dieser Leute hat am Ende des Krieges etwas über eine Million erreicht. Das mußte im höchsten Maße verbitternd wir

ken auf die Leute, die wieder und wieder nach kurzem Aufenthalt im Ersatzbataillon an die Front gesandt wurden, ohne manchmal über die nötige, körperliche Gesundheit zu verfügen.

„Wer einmal an der Front war, den schicken sie immer wieder hin. Er hat ja die nötige Kriegserfahrung, — aber die Herren in den Schreibstuben und Depots, die haben keine Ahnung vom Kriege und dürfen deswegen ihr Leben nicht aufs Spiel setzen. Die Bande ist zu gut und zart dazu", hieß es.

Gewöhnlich war „Unentbehrlichkeit" der Grund, der einen Schreiber, einen Befehlsempfänger und ähnliche Leute in ganz untergeordneten, maschinenhaften Stellungen festhielt. Unentbehrlichkeit! Es gibt doch weniger alberne Gründe als grade diesen! Wenn der Unentbehrliche nun gestorben wäre, dann wären also folgerichtig die Geschäfte des betreffenden Truppenteils hoffnungslos in Unordnung gekommen. Unentbehrlichkeit! Lächerlich! Der Tod kennt auch keine Unentbehrlichkeit. Ein Hindenburg ist ersetzbar. Der wahre Grund war Bequemlichkeit und Gewohnheit, — Angst vor den Unannehmlichkeiten einer Neubesetzung, oft auch persönliche Bevorzugung. Das Frontheer wußte darüber genau Bescheid, und das trug nicht dazu bei, den Grimm zu besänftigen. Wer einmal fest in der Schreibstube saß, der saß für Kriegsdauer darin. Die Kriegsverwendungsfähigkeit änderte daran nichts.

Erst spät, zu spät kam die Heeresverwaltung auf den Gedanken der Abänderung. Wieder mußte es Hindenburg sein, der eingriff, obwohl es die Sache andrer Leute gewesen wäre als gerade des überlasteten Oberbefehlshabers des Feldheeres. Durch Mädchen und Frauen wurden einige Plätze der Schreibstuben besetzt und auf diese Weise eine Anzahl Leute abkömmlich. Wieviele von ihnen die Front erblickt haben, entzieht sich meiner

Kenntnis. Aber hier konnte nur eine gründliche Reinigung mit dem eisernen Besen helfen. Eine gnadenlose Ablösung sämtlicher kriegsverwendungsfähigen Mannschaften und Unteroffiziere durch garnisonverwendungsfähige Leute wäre das einzige Mittel gewesen, mit diesem Schaden aufzuräumen. Die bürgerliche Regierung vom Oktober 1918 versprach es, — da kam die Revolution als hochwillkommener Lebensretter dieses Gesindels.

Immerhin — diese Leute trugen wenigstens noch den grauen Rock. Außerdem lief eine stattliche Zahl von kräftigen, jungen Zivilisten im Lande umher, die den Kopf hoch trugen, sich zuweilen noch rühmten, in ihrem Zivilberuf sich für das Leben des Vaterlandes abzuquälen, und hoffentlich doch noch in einem Winkel ihrer Seele so etwas wie die blasse Andeutung eines Schamgefühls verspürt haben: die Reklamierten. Ihnen galt alle Wut und aller Haß des Feldheeres! An der Front hat niemand den Gegner gehaßt, — aber die Reklamierten haben wir alle zusammen gehaßt. Ihnen galten die schärfsten Schimpfworte, zu denen sich ein in seinem persönlichen Rechtsgefühl schwer gekränkter Mann versteigen kann. „Der ist reklamiert!" Ein Abgrund von Verachtung und eine Welt von Haß lag im Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden. — Auch hier spielte die sogenannte „Unentbehrlichkeit" eine entscheidende Rolle. Ablösung! Das wäre am Platze gewesen! Nicht die Albernheit des Unentbehrlichseins. Die große Mühe, die sich jeder Reklamierte um die Erhaltung seines Reklamiertentums gab, war wirklich staunenswert und kam der Aufopferung gleich, — aber der Aufopferung aus Selbstsucht, aus Sondergefühl, nicht jener erhabenen Aufopferung der Front, die aus Selbstlosigkeit und Gemeinschaftsgefühl geboren wird.

Das Empörende des Reklamiertentums, — es liegt in der tiefen Unsittlichkeit der Feigheit. Diese Unsitt-

lichkeit hat mit der Erbitterung, die sie schuf, einen ungeheuren Schaden angerichtet. Was nützen alle Vorschriften gegen den Geist der Verneinung, wenn die ausführenden Stellen in ihrer wenig beaufsichtigten Stellung sie zu umgehen vermögen.

Militarismus und Kaisertum Bald nach dem Beginn des Krieges machte sich im Heer gegen verschiedne seiner Einrichtungen eine vorerst heimliche Kritik geltend, die, gemäß dem Massencharakter des Heeres, weniger in der sachlichen Form des Urteils hervortrat als vielmehr in der persönlichen Gefühlsäußerung der Unzufriedenheit mäkelte und aufbegehrte.

Die trennende Kluft zwischen Offizier und Mann, Beförderungsunmöglichkeiten, die Felddienstfähigkeit, die Verpflegung und der Urlaub waren es vornehmlich, die manches Auge finster, manchen Willen unwilliger machten. Man begann Änderungen zu wünschen, indem man sich an die verbesserungswürdigen Einzelheiten hielt.

Hier wäre es Sache und Pflicht der Regierung gewesen, der Wesenseigenheit des Heeres als eines Volksheeres zu geben, was ihr zukommt. Die Regierung übersah diese Wesenseigenheit entweder oder aber sie erkannte sie sehr wohl und erachtete für dringender als den Ratschlag der Notwendigkeit zu Neuerungen die eingebildete Furcht vor der möglichen Gefahr, durch Milderungen z. B. des Vorgesetzten- und Untergebenenverhältnisses das Heer in seinen Grundlagen anzugreifen und seine Schlagkräftigkeit herabzusetzen. Allerdings: nur ein geschickter Wundarzt kann mit einem sicheren Schnitt ein Armübel entfernen und, indem er die drohende Gebrauchsunfähigkeit beseitigt, dem Arm die Schwung- und Hiebkraft bewahren. Die Vermeidung dieses Schnittes war der schwere Fehler der alten Regierung.

Die Klagen ließen also nicht nach, — sie wurden dringender und lauter. Aber noch dachte kein Soldat daran, mit seinen Bemängelungen das Heer als Heer anzutasten und in seiner damaligen Form als etwas Verdammenswertes zu bezeichnen. Die beiden grundlagenstürzenden Knallworte „Militarismus" und „Kadavergehorsam" hörte man nicht. Es war uns beschieden, jenes von England und Frankreich, dieses von der russischen Revolution zu lernen, und den grundsätzlich unzufriedenen Parteien, denen die „janze Richtung nich paßte", blieb es vorbehalten, sie in das Heer zu werfen wie zwei Brandbomben. Schlagworte sind Verallgemeinerungen, und Verallgemeinerungen viel bekrittelter Mißstände wirken bei den Massen mit derselben Plötzlichkeit und gefährlichen Gründlichkeit wie Brandbomben ins Holzhaus.

1916 begannen die Ersten vom deutsch-preußischen Militarismus zu murren, und 1917 und 1918 waren sich die meisten Soldaten darüber einig, daß die gesamten Einrichtungen des kaiserlichen Heeres auf eine Versklavung der Massen abzielten und nur eine völlige Umänderung oder Auflösung des Heeres Rettung vor Menschenunwürde bringen könne, indes ganz Grundgründliche ihren bohrendsten Haß gegen Rangabzeichen und Grußvorschriften richteten und in ihnen den bösesten Würgengel des Volkes erblickten.

Ja, — vom Glauben an den deutsch-preußischen Militarismus war die Mehrheit des Heeres erfüllt, unüberredbar erfüllt. Mit dem Glauben an die Volksschädlichkeit des Kaisertums war es eine andre Sache. Dieser Glaube ist nachrevolutionär, eingeimpft, eingetäubt. Das Heer war mit den Änderungen der Regierungsgewalten und den Einschränkungen des Kaisertums vom Oktober 1918 zufrieden. Die bisherige Unzufriedenheit hatte sich nicht gegen das Kaisertum als solches, sondern nur gegen persönliche Eigenschaften Wilhelms des II. gewandt.

Er war dem Heere zu unnahbar, zu willensschwach gegenüber den Schmeichlern und schließlich durch die ewige, absichtsvolle Einbläserei des Auslandes und der Partei das Friedenshindernis in Verkörperung.

„Der Kaiser muß gehen, sonst gibt's keinen Frieden."

Das habe ich in den Wochen vor dem Waffenstillstand oft gehört. Von Haßworten gegen die Persönlichkeit Wilhelms des II., geschweige denn von einer Verwerfung des Kaisertums und dem Wunsch nach der Republik habe ich niemals auch nur ein Wort vernommen, und grade darüber habe ich mit vielen Soldaten „frei von der Leber weg" gesprochen. Der Kaiser wurde bemitleidet, bedauert, entschuldigt, ungünstigen Falles mit kopfschüttelnder Bedenklichkeit kritisiert. Als der Waffenstillstand einmal da und die Revolution ausgebrochen war, dann allerdings wäre kein Soldat unter ihm in den Bürgerkrieg marschiert, unter ihm ebensowenig wie unter Scheidemann oder Liebknecht. Von einer Verurteilung des Kaisertums war auch in jenen hastigen Tagen keine Rede. Die Gemüter waren zu erregt und wirr, die Tatsachenunkenntnis zu groß. — Erst dann trat ein, was dem kaiserlichen Empfinden des Heeres der Front den tödlichen Stoß versetzte: das Bekanntwerden der näheren Umstände der Abdankung, die Reise des Kaisers nach Holland, die der Mehrheit als Fahnenflucht erschien.

Diese Art des Abweichens vor einem Handeln, das kaiserlich und groß hätte sein müssen, ist Wilhelms des II. tiefste Schuld an seinem Kaisertum und hat dem kaiserlichen Empfinden des Heeres und Volkes einen erschütternden Stoß gegeben.

Urlaub — 1914 und im ersten Halbjahr von 1915 gab es noch keinen Urlaub. Jeder dachte: Wozu auch? Der Krieg ist ja doch bald aus, und da willst du

doch schließlich auch was mitgemacht haben. — Der Krieg schritt weiter, und das Ende lag in weiter Ferne. Da stellte sich die zwingende Notwendigkeit des Urlaubs ein. Praktische Gründe forderten ihn: die landwirtschaftliche Feldbestellung.

Im Juni 1915 verließ der erste Urlauber unsere Kompagnie. Da stand er feldmarschmäßig, und das halbe Bataillon lief zusammen, um das Wundertier anzustaunen. Aus dem Krieg auf Urlaub! Unerhört! Kopfschüttelnd, lachend und aufgeregt sah man ihm nach, wie er die lange Waldstraße hinter der Stellung schwerbepackt entlangmarschierte: der Heimat zu.

Von diesem Augenblick an begann jene Sehnsucht nach Hause, jenes Verlangen, auch einmal für einige Tage oder Wochen aus dem Groß- und Kleinelend der Front herauszukommen, begann das Urlaubsfieber, das nach längeren, schweren Kämpfen zeitweise zur seelischen Krankheit werden konnte. — Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. Wenn der eine aus volkswirtschaftlichen Gründen zur Landbestellung auf Urlaub fuhr, dann vermochte niemand ihn sich mit Sense und Heugabel oder hinter dem Pfluge vorzustellen, sondern jeder sah ihn unwillkürlich im Familienkreise und mit glücklich strahlendem Gesicht. Wer kein Feld besaß, der mußte sich sagen: „Ich kann ja nie nach der Heimat kommen, bloß weil ich Schuster oder Student oder Kaufmann bin. Geschäft und Studium gehen mir inzwischen in die Brüche. Ich möchte auch einmal etwas für die Bestellung meines Berufs tun, wenn das auch volkswirtschaftlich nicht so notwendig sein mag. Hauptsache ist allerdings, daß ich wieder mal daheim bin. Aber das ist meine Sache!"

Die ersten Urlaubsgesuche kamen, und sie müssen sehr bald in so ungeheurer Zahl gekommen sein, daß die Heeresleitung ihnen nachzugeben sich entschloß, bis endlich nach Jahren dem einzelnen Mann durch Reichstags-

beschluß ein gewisses Anrecht auf Urlaub in regelmäßigen Fristen zugesprochen wurde.

An den höheren Dienststellen ist über diese Urlaubsfahrerei der Leute stellenweise gestöhnt und gescholten worden. Eine gewisse, leicht erklärbare Verständnislosigkeit für den Mann des Kampfgeländes mag daran schuld sein. Wer beim Stabe in verhältnismäßig reichlicher Lebenssicherheit, bei guter und geregelter Verpflegung in guter Unterkunft und unter Berücksichtigung der Formen leben darf, die in der guten Gesellschaft üblich sind, der hat nicht das tiefe Bedürfnis nach Ausspannung und Ruhe, das der gemeine Mann hat, dem all diese Vorteile fehlen. Die Last der Verantwortung ist gewiß groß, aber sie entbehrt jenes so rasch zermürbenden Drucks, den Trommelfeuer und Gefecht ausüben, und sie vielleicht grade läßt Urlaubsgedanken weniger hochkommen. „Bleibe hier und lenke den Wagen selber, ein andrer fährt ihn vielleicht in den Dreck", sagt man sich.

Noch eines ist nicht zu vergessen: die höheren Stäbe verfügen fast ausschließlich über Berufsoffiziere. Ihr Beruf ist der Krieg, Geschäftssorgen locken sie also nicht in die Heimat, bannen sie vielmehr an ihren Platz, der nicht der schlimmste ist. Ihre hohe Stellung, ihr Alter und ihre Bildung stärken sie mit einem ganz andern Pflichtbewußtsein als die Leute, und ihre Pflicht ist auch viel größer als die der einfachen Soldaten. Im übrigen fahren auch Stäbe auf Urlaub. Und dieser Urlaub ist meist reich bemessen.

Etwa seit dem Jahr 1916 soll der Mann im Jahr einmal auf Urlaub fahren. Später hieß es bei den Regimentern: alle sechs bis acht Monate. Urlaubslisten wurden aufgestellt, Gesuche liefen ein, Blöcke von Fahrscheinheften lagen in den Schreibstuben, und ein Teil der Kompagniegeschäfte bestand in der Erledigung von Urlaubsangelegenheiten. In den Zelten, Höhlen, Unter-

ständen und Erdlöchern unterhielt man sich vom Urlaub, rechnete man aus, wann ungefähr man wieder „dran" sei, fragte sich, ob man wohl dieses Mal eine Woche mehr Urlaub erhalten würde, hoffte durch den Urlaub eine größere Kampfhandlung zu umgehen, beschloß, Gesuche einzureichen, und lebte und webte in der Zukunft, bis einer sagte: „Ihr seid ja verrückt. In sechs Monaten! Bis dahin seid ihr vielleicht alle verfault. Sechs Monate!"

Und die andern machten nachdenkliche Gesichter und sprachen nicht mehr davon. Aber eines Tages schmetterte eine Lerche gar zu laut, blühte ein Baum gar zu erinnerungssüchtig, und dann fing die Geschichte wieder von vorn an. Viel Gefühl und wenig Verstand!

Ängstlich bedacht war jeder darauf, alle sechs bis acht Monate zu fahren. Meist ist das nicht möglich gewesen. Die große Urlaubssperre vom Februar bis Juni 1918 hat allen einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht. Dann war die Folge Mißmut, Verdrossenheit und Unlust. Solange der Krieg ein Ausnahmezustand war, solange seine Dauer nur kurz erschien, also in den Anfangsmonaten, gab man sich mit außergewöhnlichen Verhältnissen zufrieden und dachte nicht an Urlaub. Erst als dieser Ausnahmezustand zur Gewohnheit wurde, erst dann verlangte man nach gewohnheitsmäßigen Zuständen auch andrer erleichternder Art: nach Buchhandlungen, Kantinen, Theatern, Kinos, Vorträgen und vor allem eben nach Urlaub und nochmals nach Urlaub.

Zwei Dinge waren es, die dem Kompagnieführer stets und überall aus Gesuchen, Beschwerden und Bitten entgegentraten: Verpflegung und Urlaub. Wer je eine Kompagnie geführt hat, wird wissen, daß er sich sehr bald über diese Sachen mit seinen Leuten auseinandersetzen mußte, und daß grade hierüber die vorgefaßtesten Ansichten herrschten.

Ist es ein Wunder, wenn einer mit Urlaubsbitten nicht abzuweisen ist und keine Belehrung annehmen mag? Urlaub! Das bedeutet für den Frontsoldaten ein sauberes Bett, Ruhe, entkleidetes Schlafen, Mädchen, Essen, Trinken, Wärme, Behaglichkeit, Lebenssicherheit, Selbstbestimmungsrecht, Wiedersehen, — kurz: Urlaub heißt Mensch sein! Es will was heißen, wenn man sich nur einmal im Jahr und nur für vierzehn Tage entkleidet in ein weißes Bett legen darf! Das ist etwas, das der Sehnsucht schon wert ist, und das ist keine verächtlich-stoffliche Sache! Davon zu träumen, ist nicht kleinlich und niedrig! — Sich satt zu essen und in Lebenssicherheit zu sein, ist eine Selbstverständlichkeit, die keine großen Gedanken fordert und verdient; nicht satt zu essen haben und nicht in Lebenssicherheit zu sein, das ist etwas Furchtbares, das alle großen Gedanken rauben und zum Tier machen kann. Darin liegt ein Hauptzug aller Urlaubssehnsucht: Verlangen nach der schönen Selbstverständlichkeit, der süßen Gewohnheit des Daseins.

Jeder unbefangene Zivilist der Heimat wird das Gefühl haben, daß diese Leute sich ihren Urlaub verdient haben, wenn er sie die Bahnhofstreppen und -steige daherwandern sieht mit dem riesigen Tornister im Nacken, über und über behängt mit Pappschachteln, die hölzerne „Frontkiste" am Eisengriff in der Faust wie kriegsmäßige Weihnachtsmänner. Und er wird ihnen die paar Tage Erholung wohl gönnen. Schwer genug verdient sind sie! Das weiß der liebe Himmel!

Verpflegung Es hat immer geheißen, der Front käme eine gute Verpflegung vor allem zu. Sie kommt ihr zu, aber zugute gekommen ist sie der Front nicht immer. — Der Weg von der Heimat zur Front ist lang und geht erst durch die Etappe. Durch

die Etappe! Und in der Etappe, diesem notwendigsten Kriegsübel, ist so manches geblieben, was dort nicht hingehörte, und hat den Weg zur Front nicht finden können.

Wer durch die Etappe zur Front reiste und in den Städten und Dörfern einmal in die Kochgeschirre der dort liegenden Truppen hineinblickte, der konnte seine Freude haben an Erbsen, Bohnen und Fleisch. Kam er dann zu seinem Truppenteil an die Front, so fand er zu seinem Erstaunen gewöhnlich nur Graupen, Nudeln, Sauerkraut, unvergeßbares Dörrgemüse und ein knappgemessenes Gemengsel von Sehnen, Knorpeln, Hautlappen und Fleisch. Er äußerte seine Verwunderung und bekam die Antwort:

„Wie soll's denn anders sein? In die Etappe kommt das Zeug ja zuerst. Da kann man's ja auch mit Genuß und Ruhe verdauen. Nee, mein Junge, — Erbsen, Bohnen, Butter, — das gibt es bei uns alle Jubeljahre einmal. Aber du kriegst dafür bei uns Drahtverhau (Dörrgemüse), Kälberzähne (Graupen) und hochfeines Kartoffelwalzmehl! Und siehst du: das kriegst du in der Etappe wieder alle Jubeljahre nur einmal. Gerechtigkeit muß sein!"

Diese Art der Verteilung war weder eine Seltenheit noch die Regel; sie war so häufig anzutreffen, daß sie Verbitterung erregte oder schließlich mit einem Achselzucken notgedrungener Zustimmung hingenommen wurde.

Es war für nicht allzu starke Esser möglich, bei solchem Essen die Anstrengungen des Kampfgürtels auszuhalten, aber die Kräfte wurden stark in Anspruch genommen, so stark, daß die Ermüdung sich rasch bemerkbar machte. Der Unterschied zwischen den gefangnen Gegnern und unsern Soldaten war jedenfalls beträchtlich: dort eine stramme, fleischige Wohlgenährtheit, die zur Not vom Eignen leben konnte; hier eine magere, sehnige Zähe, die nichts mehr zuzusetzen hatte. Aus dieser Verschiedenheit des

Aussehens schlossen unsere Soldaten auf eine erhebliche Verschiedenheit in der Größe und Güte der Lebensmittelvorräte hüben und drüben. Angesichts dieser handgreiflichen Schlüsse versagte jeder ermunternde Trost und jede Mahnung zur Hoffnung.

„Sie haben ja selber gesehen, Herr Leutnant", war die kühle Antwort.

Durch jahrelange Knappheit der Lebensmittel war schließlich ein Dauerhunger und mit dem ständigen Bedürfnis, etwas zu essen, die Fähigkeit, stets etwas essen zu können, eingetreten. Die entscheidenden Augenblicke der Großangriffe, die tief in die feindliche Front hineinstießen, waren schon insofern entscheidend, als sie oft zur Eroberung lebensmittel- und rohstoffreicher Städte führten und voll verlockendster Verführungen waren. Kampfsittlichkeit und Manneszucht überwanden jahrelang diese Reizungen des Magens.

Aber dann kam ein Tag, an dem der Magen über den Geist siegte. Vor den Würsten und Schinken von Cambrai, vor den Weinen, Stiefeln und Stoffen von Soissons versagte der Kampfgeist des hungrigen Deutschen, der zugleich seiner Familie dachte, und der Großangriff stockte im unwiderstehlichsten Vorsturm und blieb elend stecken.

Ich kann mich der Überzeugung nicht verschließen: wäre es möglich gewesen, die Sturmdivisionen jener Tage vor dem Angriff wochenlang Tag für Tag zu sättigen, sie hungerlos zu machen, sie überdies ausgiebig zu beurlauben, so wären sie unaufhaltsam und übers Ziel hinausgestürmt. Der Deutsche ist unwiderstehlich.

Aber war das möglich?

Orden und Ehrenzeichen Orden und Ehrenzeichen! Das ist einer der wundesten Punkte des Krieges. Das Urteil des Soldaten hierüber heißt:

Schiebung. Dies heißt: Ungerechtigkeit. Und das ist so unrecht nicht.

„1914 war das ‚Eiserne zweiter' etwas Großes, und man guckte sich den an, der's trug. 1917 war's bloß 'ne Erkennungsmarke." Dies und ähnliches hörte man oft. Selbst der Reichstag hat sich dann und wann neugierig danach erkundigt. Allerhand Hohn- und Spottgedichte werden in Unterständen und Schützengräben vorgelesen. Eines von ihnen ist in weitesten Kreisen bekannt geworden und verdient die Wiedergabe. Es heißt:

Man hört so oft mit dem Anflug der Klage
Die höchst erstaunt verwunderte Frage,
Warum in der Front wohl so wenig Orden
Im Durchschnitt sind vergeben worden. —
Ihr lieben Leute, da muß ich sagen:
So können wirklich nur solche fragen,
Die damit die besten Beweise gaben,
Daß sie vom Krieg keine Ahnung haben . . .
Was brauchen die an der Front einen Orden!
Sie gleichen ja doch nur dreckigen Horden,
Sie sind nur mit Kameraden vereint
Und sehen sonst niemand außer dem Feind,
Sie können täglich, ja stündlich fallen; —
Wozu brauchen die Orden und Ordensschnallen!
Die bunten Bänder, der Ordenstand
Würden höchstens dem Feinde bekannt . . .
Ganz anders ist's bei Etappen und Stäben,
Die hinten die gräßlichsten Schlachten erleben!
Dort muß man sich können sehen lassen
Auf dicht bevölkerten Plätzen und Gassen.
Dazu gehört schon, bunt verziert,
Eine Heldenbrust, reichlich dekoriert.
Zu Sternen und Orden gehöret auch
Eine volle Brust und ein dicker Bauch.
Und dieses hat man doch unvergleichlich
Nur dort, wo die Ruh und Verpflegung reichlich.
Da zeigt man sich dem erstaunten Volke
Als leuchtender Stern auf dunkler Wolke,

Da kann man sich frei und sicher bewegen,
Braucht nicht immer Sorge um Deckung zu hegen.
Ja, dort hat man auch wenig Verdruß,
Viel Vergnügen und richtigen Ordensgenuß ...
Wenn ich einmal später so einen sehe
Mit leerem Knopfloch in meiner Nähe,
Dann ist die Wahrscheinlichkeit sicher vorhanden:
Der hat immer nahe am Feinde gestanden.
Wenn mir dann ein anderer käme,
Bei dem es die halbe Brust einnähme,
Dann denk ich: der hat es ganz gut gekonnt,
Der war doch sicher stets hinter der Front.
Begegnet mir einer, der hat wie toll
Die ganze Brust und den Bauch noch voll,
Dann ist es mir unantastbar klar,
Daß dieser im Kriege weit hinten war ...
Von vorne da kommt der Kugelregen,
Von hinten aber der Ordenssegen.

Die letzten zwei Verse dieser seelischen Erleichterung eines Unbekannten sind an der Front ein geflügeltes Wort geworden.

Man wird irre an der Bedeutung des Eisernen Kreuzes, wenn man es an der Brust von Leuten erblickt, die nie die Front gesehen haben, und dann an der Front noch Soldaten findet, die monatelang schon im Feuer stehen und mit leerer Brust herumlaufen.

Man liest also die Bestimmungen durch und findet, daß sie sehr umfassend sind und außerdem die Dehnbarkeit einer Gummischnur besitzen. Mißbrauch ist die natürliche Folge. Gäbe es neben dem Eisernen Kreuz noch eine Auszeichnung mit einem jeden größeren Mißbrauch ausschließenden Namen, wie etwa „Tapferkeitskreuz", dann wäre die Verteilung sofort gerechter, wenn auch weniger umfangreich, und der allgemeine Unwille wäre geringer. Damit wäre allen Teilen geholfen, und man hätte dennoch keinen sogenannten „Vergleich" geschlossen.

Die Auszeichnung, die gewöhnlich in Frage kommt, ist das Eiserne Kreuz zweiter Klasse, und seine Verleihung macht heute nach vier Jahren keine ungetrübte Freude mehr. Ein Gefühl der Befriedigung beim ersten Blick auf das schwarz-weiße Band, — das ist alles und ein wenig heimlicher Stolz bei manchem, aber jene große Freude und jener leuchtende Stolz von 1914 ist weg. Schade drum!

Auszeichnungen können wirklich auszeichnen und sind keine Eitelkeitssache und Spielerei. Sie sind ein zwingendes Bedürfnis, das selbst ein allen Sonderheitsbestrebungen so abholdes Gebilde wie der russische Revolutionsstaat anerkannte, indem er sich sehr bald eigne Auszeichnungen schuf. Indessen scheint Ordensmißbrauch im Kriege eine unvermeidbare Sache zu sein, denn aus allen kriegführenden Staaten kommt die gleiche Klage. Die Welt ist unvollkommen.

Ehrgeiz An der Westfront ist es nie ruhig gewesen. Wenn keine großen Unternehmungen im Gange waren, dann gab es örtlich begrenzte wie Spähgänge und Stellungsverbesserungen. Dies waren oft Einzelunternehmen von Regimentern, Bataillonen und Kompagnien, die zuweilen in ernsteren Fällen zur Division anschwollen. Hierbei bildete sich eine Erscheinung heraus, die die Leute empörte und manchmal selbst den Kampfgeist vergiftete: Ehrgeiz und Ordenssucht.

In den ersten Jahren des Krieges lockte das Eiserne Kreuz erster Klasse, später winkte der Pour le mérite. Ging der Befehl vom Regiment aus, so handelte es sich um Feststellung der feindlichen Grabenstärke, was achtmal von zehn ein falsches Bild ergab, oder um Gefangennahme einiger Gegner, damit aus der Regimentsnummer und den Aussagen ein ungefähres Bild der Truppengliede-

rung gewonnen wurde. Da wurde eine Abteilung nach der andern gegen den Feind gesandt, der durchaus nicht so harmlos war, uns Gefangene zu überlassen. Beim ersten Versuch war der vorderste Graben geräumt und von seitlichem Feuer gefaßt, das zweitemal wurde er sofort nach Beendigung der Artillerievorbereitung so stark besetzt, daß der Versuch über den Beginn nicht hinausgedieh, und beim drittenmal kam der Gegner zuvor, womit er dann freilich auch in die leere Luft hieb. So kam es denn, daß nach fünf gescheiterten Vorstößen der Erfolg in ebensoviel Toten, fünfzehn Verwundeten und keinem Gefangenen bestand. Das sechstemal glückte es. „Gott sei Dank!" sagte das Regiment. „Nu hat er seinen Willen." Der Franzose hatte ihn nebenbei auch, denn an den Toten konnte er das ihm gegenüberliegende Regiment feststellen. Das Ergebnis war also zweischneidig.

Bei den Divisionen war der Ordenshunger sprichwörtlich. Als ich im Sommer 1918 zu einer neuen Division versetzt wurde, beglückwünschten mich die neuen Kameraden ironisch:

„Na, freuen Sie sich! Unser alter Divisionskommandeur hat vor einigen Wochen endlich seinen Pour le mérite bekommen. Heute haben wir schon 'nen neuen, und der hat keinen. Leider! Nun werden wir ihm einen besorgen müssen."

Die bewährte Kampfehre eines Truppenteils wirkte mit. Die Garderegimenter wurden, so oft es ging, an den bösesten Brennpunkten eingesetzt, und ein bekanntes Regiment konnte drauf rechnen, daß es die Ehre hatte, sich ständig in „dicker Luft" zu befinden. Man weiß die Ehre zu schätzen, aber immer der auf solche Art Geehrte zu sein, fällt lästig und schafft Verdrießlichkeit.

Zur Erbitterung schwoll die Verdrossenheit der Soldaten erst durch den Umstand, daß derjenige, der den Befehl zum Angriff gab, selbst hinter der vordersten Linie

saß und sich in verhältnismäßig großer Lebenssicherheit befand und den furchtbaren Mühsalen eines Sturmes nicht ausgesetzt war.

„Wenn der Major oder der General vorangeht, dann will ich gern hinter ihm her drauf losgehen", sagten die Soldaten. „Der alte Fritz hat das auch getan."

Hinter diesen Worten versteckte sich die Gekränktheit des Mannes, der sich zurückgesetzt und ausgebeutet glaubt und der in dieser Lage von unten her alle Verhältnisse schief und verzerrt sieht, wenngleich manchen seiner Beobachtungen die Erkenntnis des ganz rücksichtslos Betrachtenden nicht abzusprechen ist. Das Überachten solcher Urteile — mögen sie noch so verzerrt sein — ist Leichtsinn; Beachtung verdienen sie in jedem Fall. Was dabei herauskommt, wenn man sie ungeprüft übergeht, hat die Revolution gelehrt.

Leichte Vergehen und Strafen Strafen gab es im Felde grade so gut wie in der Garnison. Ich denke hier nicht an die von den Kriegsgerichten gesprochenen Urteile, sondern an die vom Kompagnieführer geübte Rechtsprechung, die zuweilen leider mit allen üblen Kennzeichen der Laienjustiz behaftet war, und, namentlich im Anfang, manchmal die Grenzen der Zuständigkeit überschritt und so viel böses Blut gemacht hat. Die Hauptvergehen wiederholten sich immer wieder. Im Kriegsanfang waren es Schlappheit im Dienst, Nachlässigkeiten im Wachtdienst wie Schlafen auf Posten, Vernachlässigung von Ausrüstungsgegenständen, selbständiges Aufessen der eisernen Portion; allmählich kamen ernstere Dinge hinzu, die den Grundbau des Heeres angriffen: Achtungsverletzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht. Diese drei Dinge fallen aus dem Bereich der Kompagniestrafzuständigkeit heraus und gehören also nicht hierher.

Für die zuerst genannten Vergehen gab es beim ersten Male meist einen Verweis, im Wiederholungsfalle fühlbare Strafen. Und dann kamen vor allem in Betracht: Nachexerzieren, Strafwachen und das Anbinden an einen Baum, dies als Ersatz für den heimatlichen strengen Arrest. Das waren die drei zuständigen Hauptstrafen.

Das Nachexerzieren dauerte nicht unter einer halben und nicht über eine Stunde, und wurde gewöhnlich dem schärfsten Exerzierer unter den Unteroffizieren der Kompagnie zugewiesen. Der nahm sich seine Leute dann vor und verschwand mit ihnen im Laufschritt im Gelände. Zu lachen hatte man nichts. „Rührt Euch" gab es nicht, alle Bewegungen wurden mit der peinlichsten Strammheit ausgeführt, der kleinste Fehler in der Ausführung eines Kommandos in verschärfter Form von allen wiederholt. Die unbeliebtesten, überraschendsten Befehle hetzten sich: Achtung (Exerziermarsch) — Schwärmen — marsch, marsch — Stellung (rasches Hinwerfen und Kriechen in Deckung) — Auf — marsch — marsch. Die Lungen pumpten mit voller Kraft, die Beine zitterten unter dem Körper, die Hand hielt krampfhaft das Gewehr, wenn man am Schluß der Übung im Laufschritt vor den Quartieren wieder ankam. Das Nachexerzieren war eine der verhaßtesten Strafen, der nicht zu verfallen sich jeder die größte Mühe gab. Mit Maß und gerechtem Schuldverhältnis angewandt, wirkte sie auf widerhaarige Gemüter, Faulpelze und Bummelanten ausgezeichnet, und die Kompagnie war fast immer auf seiten des Bestrafenden.

Aus einer Strafwache machte man sich schon bedeutend weniger, wenn sie auch meistens so gelegt wurde, daß man sie als zweite, unmittelbar an eine vorhergehende, zuständige Nachtwache anschloß. Der kostbare Schlaf wurde zwar gemindert, aber schließlich konnte man in den Ruhestunden doch schlafen.

Am verhaßtesten war das Anbinden an einen Baum.

Es war wirklich eine menschenunwürdige Strafe, wobei die Entwürdigung noch durch einen vor dem Angebundenen aufgestellten Posten verschärft wurde, der diese Tätigkeit oft genug auch noch als Strafe erhalten hatte. Mit straff angeschnürten Stricken um Hand- und Fußgelenk stand man unbeweglich an seinem Baum, und die Gedanken, die einem durch den Kopf gingen, waren Gedanken, deren man sich vor seinem Vaterlande schämen mußte. Manch einer mag aus einer solchen Lage Verbitterung und Regierungshaß fürs ganze Leben mitgebracht haben.

Und von wem wurde diese entehrende Strafe verhängt? Von einem Kompagnieführer, der oft genug in seinen 20 Jahren gewiß nicht das Bewußtsein und das Verantwortungsgefühl vor sich selbst hatte für das, was er tat. Und wofür stand man am Baum? Weil man trotz bester Mühe selbst auf dreimaligen Befehl des alles anders wissenden Regimentskommandeurs den Exerziermarsch nicht so ausführen konnte, wie der Herr ihn sich in Idealform vorstellte, und weil er darauf als geborener Gedankenleser Böswilligkeit und damit Gehorsamsverweigerung unter mildernden Umständen annahm. Oder weil man seine eiserne Portion zum dritten Male aufgegessen haben sollte, während sie in Wahrheit nur einmal gegessen und zweimal geklaut worden war. Der Gedankenleser, der aber in jedem Vorgesetzten steckt, weiß eben alles anders, stempelt es zur Tatsache und bestraft dann schwergeärgert den Verbrecher. Womit? Drei Tage an den Baum. Jeden Tag zwei Stunden im Sommer, eine Stunde im Winter. Bei zehn Grad Kälte in schneidendem Wind ist das grade nicht angenehm, ganz abgesehen davon, daß Nase, Finger oder Zehenspitzen indessen erfrieren können. Es war ein Segen, als diese empörende Strafe im Jahre 1916 durch kaiserlichen Erlaß beseitigt wurde.

Neben diesen sozusagen dienstlichen Strafen gab es andere, die auf der Willkür des Vorgesetzten beruhten. Ich habe es erlebt, daß ein Kompagnieführer es wagte, einen Mann mit Entziehung des Mittagessens, ja sogar mit Entziehung der Brotportion für drei Tage zu bestrafen, und die Strafe wurde durchgeführt und als offizielle Strafe für weitere Fälle schwererer Natur der Kompagnie bekannt gegeben. — Eine andre Strafandrohung, die ich nicht selten gehört habe, war die der Urlaubsentziehung, womit man von manchen Vorgesetzten bei jeder Gelegenheit bedroht wurde: bei schlechtem Schießen, schlaffem Exerzieren, Bummelei und ähnlichen Dingen. Selbstverständlich sind beide Strafen völlig unzulässig, indessen sie wurden angedroht und auch verhängt. Der Vorgesetzte weiß, daß er sich damit strafbar macht, und er weiß, daß kaum ein Mann der Kompagnie den Mut zur Beschwerde haben wird.

Hier ist es wieder mangelndes Verständnis für Mannschaftsbehandlung im Kriege und für das Wesen der Strafe, die in Fällen, in denen Nahrungsentziehung in Frage kommt, sich nicht mit dem Wort „Laiengerichtsbarkeit" entschuldigen läßt. Eine Einschränkung der Strafgewalt des Kompagnieführers wäre für die kleinen Vergehen sehr wohl am Platz, wenn er auf eine so deutliche Weise seine Unfähigkeit beweist. Daß willkürliche Übergriffe in der Bestrafung — namentlich an der Front — die Ausnahmen bildeten, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Vertuschungspolitik ⇐ Vieles in den Mißständen des Heeres und der inneren Politik hätte sich ändern lassen, vielleicht wäre die Revolution unmöglich gemacht worden, wenn nicht vielfach Vertuschungspolitik maßgebend gewesen wäre. Das zeigte sich im Heer

am deutlichsten in den Berichten, die über die Stimmung der Leute eingefordert wurden. Ging der Befehl dazu von höherer Stelle aus, so geschah der Bericht schriftlich auf dem vorgeschriebenen Dienstwege. Hier hätte man eine Ausnahme machen und die vermittelnden Zwischenstellen übergehen sollen. Wichtig genug war die Sache. Aber so, wie sie gehandhabt wurde, ging ein Bericht durch viele Hände, bis er die eine einzige erreichte, das Armeeoberkommando oder gar die oberste Heeresleitung.

Zweitens wurden aus hundert Berichten zehn und aus zehn Berichten einer. So wurde Zeit verloren und die allein richtig darstellende Ursprünglichkeit des Berichts ging unter im dämpfenden Ton der endgültig zusammenfassenden Darstellung. Dies letzte war es, was das lebendige Wort zu einem totgeborenen Satzgefüge machte.

Ein Beispiel für viele: ein Kompagnieführer hat an das Bataillon einen Stimmungsbericht über seine Kompagnie einzureichen. Er tut das in der hier unbedingt erforderlich offenen Darstellung, die jede Rücksicht beiseite setzte und den maßgebendsten Grund der schlechten Stimmung erwähnte, eine unglaublich taktlose Äußerung des Regimentskommandeurs, die u. a. die Fahnenflucht zweier Polen nach der Schweiz zur unmittelbaren Folge hatte. Der Leutnant führte das also mit strengstem Rechtlichkeitsgefühl an, schickte den Bericht ab und wurde bald darauf zum Bataillon befohlen. Dort erhielt er seinen Bericht zurück, wobei ihm ein in den Worten übertreibender, ganz unmilitärischer Ton vorgeworfen wurde, der den Bericht zur Weitergabe gänzlich ungeeignet mache. Wenn im militärischen Betriebe irgendwo ein „unmilitärischer", d. h. ein rücksichtsloser Ton nicht nur erlaubt, sondern geboten erscheint, dann ist er in diesen so überaus wichtigen Berichten angebracht.

Was war der Erfolg des militärischen Untergebenenstils? Eine allgemeine Unkenntnis der höheren und nun

gar der höchsten Dienststelle über die wahre Stimmung des gemeinen Mannes, der in seiner Gesamtheit das Heer bildet. Was diese Unkenntnis bedeuten kann, — dazu gehört keine lange Überlegung. Der Grund aller Vertuschungspolitik wirkte auch hier: Sorge um die eigne Stellung, Selbstsucht.

Verwilderung Wenn einen in den Tagen der Schlachten fror, dann ging man hin und hieb sich Ast- und Strauchwerk zusammen; war's ein verlassenes Haus, so brach man sich vom Zaun ein paar Latten und heizte ein. Hatte man Hunger, nagenden, beißenden Hunger, so raffte man sich auf den Feldern Kartoffeln, Rüben oder Kohl zusammen und beruhigte damit den Magen. Die Begriffe von Mein und Dein erfuhren im Lauf der Jahre innerhalb der Kompagnien manchmal eine gründliche Neugestaltung von erfrischender Anerkennung sozialistischer Anschauungen: man fing mit der Vergesellschaftung des persönlichen Eigentums an. Der rauhe, aber herzliche Kriegerton nahm kein Blatt vor den Mund und hatte nur einen Grundsatz: ungeschminkte Wahrheit über alles.

Die Hosentaschen wandelten sich zum Handschuhersatz und traten in Wettbewerb mit veralteten Damenballhandschuhen: der Arm verschwand bis zum Ellenbogen in ihnen. Da man für Jahre auf die Uniform als einziges Kleidungsstück angewiesen war, ersetzte man den Heißhunger nach Zivilbekleidung durch eine eigenmächtige, unmilitärisch-phantastische Uniformverbesserung. Ein Ruck am linken Mützenrand nahm der Mütze ein erhebliches Teil ihrer einschläfernden Eintönigkeit und gab dem Träger ein Ansehen von Unternehmungslust und Verwegenheit, die an der Front bestenfalls nur auf den glühenden Wunsch der Beteiligung an möglichst gefähr-

lichen Unternehmungen, z. B. Spähgängen, schließen ließ. Einige offen stehende Knopflöcher mochten die Einbildung verschaffen, dies sei ein Frack oder Rockjackett. Ein ganz unvorschriftsmäßiger hoher, steifer Kragen aber gab dem Besitzer vielleicht das tröstliche Gefühl befriedigter Eitelkeit, eine gewisse Ähnlichkeit, ja eine Verwechslung mit einem Offizier sei im Dunkeln jetzt nicht ganz unmöglich.

Diese Neigungen mehrten sich im Lauf der Zeit und wurden immer schwerer ausrottbar. Befehle, die dagegen erlassen wurden, umgingen die Soldaten, wenn sie sich unbeobachtet oder übersehen glaubten. Das Freiheitsverlangen entartete und fand in solchen Kindereien einen Ersatz für den Ernst geregelter Friedensfreiheit. Die Gefahr war, daß dieses entartete Freiheitsverlangen in Gärung übergehen und schließlich mit einem plötzlichen Ausbruch alle Bande der Manneszucht, ja der bürgerlichen Ordnung sprengen würde, wenn diese Bande nicht straff angezogen würden.

Deswegen ist es um so bemerkenswerter und nur ein Lob für den unbeirrbar guten Geist der Frontsoldaten, daß in jenem Augenblick, als der vorhandenen Sittenverwilderung plötzlich schrankenloser Raum durch die Revolution gegeben wurde, grade sie, die Frontsoldaten, bis auf einige Ausnahmen im allgemeinen ihre in den Tagen der Schlachten gewonnene Besonnenheit bewahrten, während unter den militärisch sehr fragwürdigen Truppen der Etappe eine beispiellose Zügellosigkeit sich in Plünderungen, Fahnenflucht, Diebstählen, Versagen jeden Gehorsams austobte, unterstützt allerdings durch eine große Zahl von „Versprengten", Drückebergern und Fahnenflüchtigen der Front. Städte wie Lüttich, Brüssel, Antwerpen gewannen für halbe Tage das Ansehen von Verbrecherniederlassungen und Räuberhochburgen, voll von Soldaten, die mit Waffen in der Hand rücksichtslos auf alles, was Lebensmittel, Leder, Stoff, Offizier hieß, los-

stürzten und nur bestrebt waren, sich zu bereichern und ihre Wut an ihren Führern auszulassen. Diese Verwilderung mit ihrer Begriffsverwirrung, Gewalttätigkeit, ihrem Regierungsfimmel und der bis zur Stehlsucht gehenden Gewinngier zog weitere Kreise und offenbarte sich dann in dem Wirken so mancher Arbeiter- und Soldatenräte in einer herrlichen Weise, die an traurig-lächerlicher Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. —

Die Fronttruppen sind durch all dieses verbrecherische Treiben mit festem Schritt und gradem Blick marschiert, haben an den Mützen schwarz-weiß-rote Bänder und Schleifen, in den Gewehrmündungen kleine Fahnen mit den Reichsfarben und dem Adler durch die Straßen getragen und alle in Deutschland einsetzenden Hetzereien und Verführungen meist von sich gewehrt. Auch hier wie überall dasselbe Bild: die Entsittlichung herrscht in Heimat und Etappe, die Front ist unberührt davon.

Unbelehrbarkeit — Mit allen Mitteln der Belehrung wurde an der Front gegen den Stimmungsumschwung vorgegangen. Dazu fühlte sich jeder Kompagnieführer vom eignen Gewissen verpflichtet, so daß Befehle zu diesem Zweck meist unnötig waren oder sich durch die Form eines beiläufigen Hinweises ersetzen ließen. So stellte denn der Offizier bei Gelegenheit in einer kurzen Ansprache falsche Gerüchte, Irrtümer und Entstellungen fest, setzte sich nach dem Dienst ins Quartier zu seinen Leuten und besprach die gegenwärtige Lage mit ihnen, wobei er natürlich den Siegeswillen zu stärken und die Hoffnung auf ein gutes Ende zu beleben suchte. Der Erfolg war stets ein Mißerfolg. Die Leute waren unbelehrbar. Offizier und Bildung war ihnen stets eine fremde Welt, zu der eine persönliche, wechselwirkende Beziehung von vornherein als unmöglich abgelehnt

wurde. Die Leute brachten ein stilles Mißtrauen und vorschriftsmäßiges Benehmen zu solchen Unterhaltungen mit, und die Worte prallten an ihnen wirkungslos ab, mochten sie noch so eindringlich oder noch so entgegenkommend sein. Der Gebildete, der unter den Mannschaften als Mann gelebt hat, wird mir das bestätigen.

Hatte der Offizier sich gemüht, den Leuten Mut einzusprechen und ihnen die Unsinnigkeit des Kopfhängens vor Augen zu stellen, hatte er Übertreibungen heimatlicher Zustände auf das richtige Maß eingeschränkt, die flaue Stimmung zu heben gesucht, dann gingen die Leute hin, hockten sich zueinander, nahmen ihr Parteiblatt zur Hand und griffen sich einen Leitaufsatz, einen Angriff auf das Heer, die Lebensmittelversorgung, den U-Bootkrieg heraus. Das Ergebnis war das übliche: die Partei galt mehr als das Vaterland, der Klüngel siegte. 1917 war eine Unterhaltung über den Krieg schwer durchführbar, wenn man nicht ins Horn der Leute stieß und auf den Sieg verzichten wollte. Jeder andern Meinung — mochte sie noch so sachlich vorgetragen und begründet sein — setzten die Mannschaften Achselzucken, ein eigensinnig-überzeugtes Kopfschütteln oder ein mitleidiges Lächeln entgegen. Erbitterung läßt sich niemals belehren. Erbitterung sieht, hört und glaubt nur sich selbst. Man versuchte das Unmögliche: Gefühle zu beeinflussen, Glauben zum Unglauben zu bewegen.

Selbstverständlich hat man, namentlich gegen das Ende des Krieges, zuweilen gegen seine eigne Überzeugung sprechen müssen. Das kann nur der Unverstand als Hetze oder Gewissenlosigkeit auslegen. Solange der Krieg herrscht, solange ist noch die Möglichkeit eines erträglichen Friedens vorhanden und solange muß alles, was geeignet ist, zu entmutigen, bedenklich zu machen und Flauheit und Zweifel zu erzeugen, muß alles, was der Kriegführung und damit dem Ausgang des Krieges

schaden kann, von selber schweigen und Hoffnung, Mut, Ausdauer müssen mit allen Mitteln gestärkt und aufgerichtet werden, selbst wenn diese Mittel in Schönfärbung bestehen sollten. Laut werden darf nur das Beste, schädliche Wahrheit aber muß schweigen. Denken mag jeder was ihm richtig deucht, sagen aber darf er es nicht, oder er richtet unabsehbaren Schaden an.

Propagandatätigkeit Durch Befehle und Kommandos läßt sich der Körper des Heeres lenken und bewegen, nie aber die seelische Verfassung dieses Heeres. Unbedingt notwendig zum Siege, diesem ersten Gebot jeglichen Krieges, ist die gute Stimmung des kämpfenden Heeres. Mancherlei Mittel stehen der Regierung und Heeresleitung zur Verfügung, um die Seelen der Kämpfer frei zu erhalten und giftfest zu machen: der Umweg des Urlaubs, der Verpflegung und der Ruhe durch Ablösung, der grade Weg des zur Seele gesprochenen Wortes, die Propaganda durch Zeitung und Flugschrift, durch Unterricht und Ansprache.

Über die Wirksamkeit der Zeitungen spreche ich an andrer Stelle.

Flugschriften wurden oft in den Kompagnien verteilt. Als gemeiner Mann, Gefreiter und Unteroffizier hatte ich jahrelang Gelegenheit, den Erfolg dieser von bester Absicht diktierten Schriften einwandfrei aus den Gesprächen der Soldaten unter sich festzustellen. Der Erfolg war gewöhnlich so zweifelhaft, daß er gar nicht in Betracht kam.

Woher kam das? Ich las die Blätter und Heftchen durch und sah zu meinem Staunen, daß sie in dem trocknen oder freundlich belehrenden Ton abgefaßt waren, den ein Professor seinen Studenten, ein Vater seinen Kindern gegenüber mit Erfolg anwenden kann. Zu-

weilen mischte sich ein gut gemeinter Predigerton hinein und sprach von Gott und Gerechtigkeit des Himmels. Wer unsre Soldaten, unser Volk wirklich kennt, muß sich sagen, daß dies nicht nur bei uns wirkungslos bleiben mußte.

Die Quelle dieser Erfolglosigkeit war eine ebenso erstaunliche wie bedauerliche Unkenntnis der Massenseele und eine Harmlosigkeit, die erschreckend in ihrer Verständnislosigkeit wirkte gegenüber der Riesenaufgabe, die Seelenstimmung eines Heeres und Volkes im Verzweiflungskampf ums eigne Dasein aufrecht zu erhalten. Vielfach mag die Anschauung von Soldaten als dem Untergebenen, der gehorchen muß, vom Volk als dem Untertan, der willig sein muß, im Spiel gewesen sein. Man hielt die Mittel des Volksredners, der Presse für unangebracht und vielleicht sogar für unwürdig. Der Irrtum war der: durch Befehle und durch belehrendes Zureden läßt sich niemals ein Aufschwung der Seelen erreichen. Die Masse ist kein Einzelmensch.

Ein andres war not. Wer die Masse dorthin bringen will, wohin er sie haben will, der muß sie packen und fortreißen, als packe und risse er sie mit Fäusten und Schwingen empor. Wer die Masse — ganz gleich ob sie Uniform oder Bürgerkleid oder Arbeiterrock trägt — erschüttern will, der muß sie auch erschüttern und rütteln an den Seelen und sie nicht nur leise mahnend, gütig lehrend berühren. Nicht Zeigefinger und flache Hand, — nein Faust und Flügel sind notwendig. Wer die Masse erregen will, der muß reden können, wie Mark Anton an Cäsars Leiche gesprochen hat, wie ein Volksredner unter freiem Himmel auf einem Steinblock, bis die Masse toll wird und ein Sturm von Armen unter dem Redner wogt.

Es war der Regierung sehr leicht gemacht, ihr Volk hart und siegzornig zu machen. Krieg war, Krieg ums Dasein. Sieg war das Gesetz über allen Gesetzen. Da-

feinskrieg und Ziel des Sieges aber machen alle Mittel, die dahin helfen, zu Recht und Pflicht nach den Geboten der Völkersittlichkeit. — Die Regierung hat es sehr leicht gehabt. Aber sie war, wie der Deutsche immer war: anständig, voll falscher Sittlichkeit und unangebrachter Grundsätzlichkeit des einzelnen Privatmannes, anständig bis zur selbstmörderischen Narrheit, die es sogar fertig brachte, Joffe, den Vertreter des bolschewistischen Rußlands, in Berlin zu lassen. Die Regierung hat es sehr leicht gehabt, zumal da sie nur auf England und Frankreich zu sehen brauchte, um lehrreiche Vorbilder zu haben. Lloyd George und Clémenceau kannten die Masse und befolgten rücksichtslos die Gebote der Völkersittlichkeit, und das ganze Volk stand hinter ihnen, lauschte ihren Worten, die wie Flammen waren, ballte die Fäuste, biß die Zähne und schrie: Sieg! Nieder mit Deutschland! Unsre Regierung aber flüsterte zu der Masse und mahnte und lehrte und widersprach sich. Der Sturm der Zeit aber riß ihr die ernsten, sachlichen, grundgründlichen Katheder worte von den Lippen und wirbelte sie weg wie dürre Blätter.

In England nahm der Dichter Rudyard Kipling eine leitende Stellung in der Propagandatätigkeit ein. In Frankreich betätigte sich Pierre Loti in ihrem Dienst. Am ungebrochnen Siegeswillen, an der seelischen Härte und Gradheit ihrer Völker haben diese Männer einen nicht zu überachtenden Anteil. Jeder von ihnen war eine Flandernschlacht wert. Dichterische Erfindungs- und Gestaltungskraft, vollkommene Beherrschung der Sprache und ihrer feinsten Wortstärke, Wucht und Flügelkraft des Ausdrucks verband sich in ihnen mit gründlicher Kenntnis der Volksseele, ingrimmiger Vaterlandsliebe und eiskalter Nüchternheit des Denkens, mit gesundem, goldwertem Menschenverstand in der Betrachtung der Dinge und mit klarer Erkenntnis der Forderungen der Völker-

sittlichkeit im Daseinskrieg. Ihre Regierungen nahmen sich ihrer an, stellten sie an ihren Platz, unterrichteten sie und sahen den Erfolg. Bei uns habe ich keine bekannten Namen, keine Dichter von jenem fortreißenden Schwunge der Phantasie und des sprachlichen Ausdrucks im Dienste der Propaganda gesehen. Vielleicht saßen sie irgendwo daheim, vielleicht fielen sie an der Front. Einmal allerdings kam mir ein von Frenssen verfaßtes Flugblatt in die Hand, aber es war beim besten Wollen matt, gründlich und zu predigerhaft geschrieben. Dagegen las ich einmal in einem bei Soissons 1918 eroberten Dorf einen Aufsatz von Pierre Loti in einem Heft der „l'Illustration", der die angebliche Zerstörung des Reimser Domes tatsachenentstellend behandelte, den Kaiser als gewaltigen drohenden Antichrist darstellte und mit solcher Glut der Empörung und des Hasses, in einer so hinreißenden Sprache, mit so starker Kraft künstlerischer Gestaltung geschrieben war, daß auch ich mich dem großen Eindruck dieses „Aufsatzes" nicht entziehen konnte und unsre Propagandablätter nur mit Achselzucken betrachten mußte.

Soldat und Sozialdemokratie Unter den Soldaten des Heeres fand sich eine nicht geringe Zahl von Männern mit einer überraschenden Kenntnis innerpolitischer Verhältnisse und sozialer Gedanken, eine Kenntnis, die oft von Urteilsfähigkeit unterstützt wurde. Falsch aber wäre es, in diesen Leuten die überwiegende Masse des Heeres zu sehen. Die Masse des Heeres verfügte weder über die Kenntnisse, noch über Urteilsfähigkeit. Sie jubelten der Sozialdemokratie zu, weil eine mundgerecht gemachte Darstellung der Presse ihnen die Sahne der Milch reichte, die mit den Lippen nur vom Löffel genommen und geschluckt zu werden brauchte. Von einer Forderung an die Verstandestätigkeit war dabei nur

wenig die Rede, die Leute sahen verführerische Bilder von Gleichheit, großen Verdiensten, Entschädigungen und ähnlichen höchst angenehmen Zuständen. Die Möglichkeit ihrer Verwirklichung, die praktischen Voraussetzungen fielen zwischen den Fingern irgendwohin. Kritik fehlte, und gern und freudig wurde alles als bare Münze genommen. Das Rachegefühl, sich für alles Gewesene reichlich auf Kosten derer, die es besser haben, entschädigen zu können, spielte keine kleine Rolle.

Als Unteroffizier, der einen Raum mit seinen Leuten teilte, bin ich oft genug Zeuge von derlei Reden, Hoffnungen, Drohungen und Wünschen gewesen. Wenn die Mehrheit der Sozialdemokratie über die das Leben des Reiches und die Freiheit des Volkes bedrohenden Ausschreitungen der Revolution entsetzt ist, so beweist sie damit nur, daß sie auch heute noch verständnislos ist für die Gefahr der Werbetätigkeit unter kritiklosen Massen, wie sie sie betrieben hat, oder aber sie will die eigne Schuld nicht zugeben. Wer offene Augen hatte, der hielt schon 1917, ohne Sozialdemokrat zu sein, eine Revolution für nicht unmöglich, und wer mit den Leuten Bett an Bett geschlafen, Kochgeschirr neben Kochgeschirr gegessen und Schulter an Schulter gestanden hat, der sah die Gefahr reichs- und volksbedrohender Übertreibung sozialistischer Gedanken schon 1917 in den Drohungen, Reden und Plänen mancher Kameraden.

Daß die Sozialdemokratie das erst in letzter Sekunde gesehen hat, beweist die Revolution, und daß sie es erst zu spät bemerkte, ist kein Wunder, denn die Führer der Partei haben *nicht* Bett an Bett, Kochgeschirr an Kochgeschirr, Gewehr bei Gewehr und Tod an Tod mit ihren Genossen gelebt! Der Mann des Volkes von 1914 aber und der Mann des Volkes von 1917 sind getrennt voneinander gleich den Stockwerken eines Hauses oder den Riesenstufen der Pyramiden. Das wurde den Par-

teiführern in der vollen Klarheit der Wirklichkeit erst am 9. November 1918 klar.

Ich habe mich oft mit den Kameraden über Sozialismus unterhalten und gefunden, daß das Gespräch gewöhnlich im Sande verrann, weil der Mann keine klaren Vorstellungen hatte. Ein Beispiel: auf die Frage „was verstehst du denn nun unter Vergesellschaftung der Produktionsmittel?" bekam ich niemals eine bestimmte Antwort, sondern nur persönliche Vermutungen. Die Mehrzahl war sich über den Sinn des Fremdwortes „Produktion" gar nicht klar. Ein Mann allerdings gab mir eine klipp und klare Antwort:

„Vergesellschaftung", das heißt: den Arbeitern der Fabrik gehört dann eben die Fabrik, und der Gewinn wird dann unter ihnen geteilt. Damit ist auch die Rente des faulen Hundes von Fabrikbesitzer erledigt."

Erledigt! Das war kurz und schlagend. Der Mann hatte jede Anlage zum Weltrevolutionär nach russischem Muster, und geschöpft hatte er seine Vorstellungen aus seinem sozialdemokratischen Blatt Papier und Druckerschwärze. Heute wird er Präsident einer kommunistischen Republik oder Vorsitzender eines Soldatenrats sein. Einen Widerspruch erfährt diese Vermutung allerdings durch die Tatsache, daß der Mann Frontsoldat, nicht aus der Etappe geflüchtet und, soviel ich weiß, auch noch nicht bestraft war.

Ein einziges Mal habe ich aus dem Munde eines gewerkschaftlichen Arbeiters an der Front ein Urteil über seine Partei gehört, das mich gradezu stutzig gemacht hat mit der Wahrheit, die in der Bemerkung lag.

Wir lagen des Abends im Stroh des Unterstandes nebeneinander, und er sprach mit Wissen und Urteil über die Gedanken seiner Partei. Plötzlich legte er mir den Arm auf die Schulter und sagte:

„Weißt du, — manchmal vermisse ich bloß eines in

den Programmen und Reden und Aufsätzen: das ist ein großer Gedanke, der eben nicht nur das körperliche Glück der Menschen will, sondern auch — na, etwas mehr Geistiges, mehr Philosophisches enthält."

Wie ich von ihm erfuhr, waren ihm Schopenhauer und Nietzsche ebensowenig unbekannt wie Marx und Engels, und er traf den Nagel auf den platten Blechkopf.

Der Sozialismus, die Gegenspitze des Kapitalismus, ist ein auf den Kopf gestellter Kapitalismus, ebenso arm an Geist und tieferem Sinn wie jener, reinster Stoff. Sozialismus ist Götzendienst vor der Vielgottheit der Masse, ist nicht Gottesdienst. Er ist nicht einmal ins Leben übertragene materialistische Philosophie, denn diese kennt den Geist. Kapitalismus! Was kann der Stoff anders zeugen als Stoff. Und der Kapitalismus zeugte den Sozialismus.

Es ist immer Fehlrechnung, in der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse das Glück der Menschheit zu sehen oder aus der Bildung der Massen den Fortschritt der Menschheit zu erwarten. Wohlstand und Bildung sind nicht das Glück. An die Regelung dieser Fragen braucht ein erhabener Geist seine Gedanken nicht zu verschleudern, dies ist Pflicht und Sache eines Verwalters und Rechenmeisters. Der Sozialismus ist keine Erhabenheit, die Glück in den Falten ihres Gewandes birgt; er ist eine platte Selbstverständlichkeit, der das Kaisertum nicht Rechnung getragen hat. Dies war der selbstmörderische Fehler des Kaisertums.

Und die Sozialdemokratie? Eine Königin, eine Göttin, der die Glut menschheitumfassender Liebe, die reine Flamme einer großen Seele aus den Augen strahlt, — nein, eine Göttin ist sie nicht! Sie ist Dienstmagd und Arbeiterin, die, Aufsässigkeit im Herzen, aufbegehrt, die nur Klagen, unbezahlte Rechnungen, schmutzige Wäschestücke und ungefegte Stuben kennt, die im Gehirn

nur Zahlen und Statistik und in der Tasche Programme trägt so lang wie ein Filmband. Sie kennt nur Tadel und Schmähung, aber Lob und Anerkennung sind ihr fremd. Die Bilder der Zukunft, die sie über die Masse hinweg auf eine leere Wand wirft, sind flächenhaft und unnatürlich bunt wie die Bilder einer Zauberlampe, sind stumm in der Sprache der Seele und scheinlebendig, ersonnen und zurechtgestellt wie die Flimmerbilder, die die Lampe des Kinos von einem rollenden Band auf die Wand haspelt. Der Zuschauer ist verblüfft, solange er das Werk nicht kennt. Eine Streichholzflamme, und das Band verloht; ein Erlöschen der Lampe, und die Wand ist leer und dunkel wie zuvor. Zauber von heut, — Wunder der Technik.

1914 galt der Tango als ulkiges Sinnbild des Kapitalismus. Hieb auf Hieb, und der Apachentanz ist Sinnbild des Sozialismus. Und doch ist der Tango ein Kind der Kaschemme, Rinderhirtentanz der Kneipen von Buenos-Aires.

Kapitalismus und Sozialismus! Die Gegensätze berühren sich, und hart im Raume stoßen sich die Sachen. Der enttäuschte Spartakist, der aus Rache deutschnational wählt, ist nicht bloß äußerlich, sondern im tiefsten Innern eine wundervoll ironische Gestalt auf dem lärmerfüllten Jahrmarkt Deutschland zu Ende 1918 und zu Anfang 1919.

Ablösung! Jede im Gefecht befindliche Truppe verliert von Stunde zu Stunde an Widerstandskraft der Nerven, büßt an Kampfgeist ein. Je gewaltiger die Kampfmitteläußerungen der Schlacht, desto größer der Verlust an Kampfsittlichkeit. Die „Materialschlachten" der Westfront zerquetschten in wenigen Tagen schon die Nerven der Regimenter gleich den stahlmalmenden

Stempeln einer Wasserdruckpresse. Stärker, dringender, fordernder gellt von Stunde zu Stunde der Seelenschrei der gemarterten Kämpfer nach Ablösung, nach Ruhe. Je länger der Krieg dauerte, desto früher begann die Entsittlichung des Ruheverlangens, desto schneller fraß sie um sich wie die blitzschnell von Wipfel zu Wipfel springenden Vorflämmchen eines Waldbrandes. Es ist natürlich, daß der geschwächte Körper weniger standfest und wurzelsicher ist als der unverbrauchte.

Gewiß ist die Ablösung einer kampferprobten Truppe durch frische, ausgeruhte Reserven stets eine mißliche Sache. Mit der Stellung übernimmt die ablösende Division nicht auch die Geländekenntnis, das Gewohntsein an das Gefecht und die Vertrautheit mit Stand und Aussichten des Kampfes. Sie ist vielmehr ohne Übersicht und Abgestumpftheit, und die Kampferscheinungen berühren sie vorerst stärker und beeinflussen sie tiefer. Ehe der tote Punkt überwunden ist, können wichtigste Ereignisse eintreten und zur Eroberung der frisch übernommenen Stellung führen. Deswegen hat der Grundsatz der Obersten Heeresleitung, eine Truppe bis sie abgekämpft ist im Feuer zu lassen, seine Berechtigung.

Maßvoll und mit den notwendigen Verzichten angewandt, ist dieser Grundsatz nur von Vorteil; formelhaft und mit handwerkerischer Ausnahmslosigkeit durchgeführt, wird er zur furchtbaren Gefahr für die Kampfsittlichkeit der Truppe. Wo der Zustand des Abgekämpftseins beginnt, ist schwer zu sagen, und der über Ablösung und Ruhe der fechtenden Division entscheidende General hat gewöhnlich keine persönliche Anschauung vom Stande der Dinge und pflegt einem Bericht gegenüber zudem noch die eigne Vorgesetztenansicht zu haben, die oft alles anders weiß.

So ist es Dutzende von Malen gewesen: eine Truppe muß unbedingt abgelöst werden, wenn der Verlauf der

Schlacht den Wünschen entsprechen soll, und sie wird doch nicht abgelöst, weder heute, noch morgen, noch in einer Woche, und das Kampfergebnis bleibt hinter den Erwartungen zurück. Dem Kämpfer ist das selbstverständlich, dem nichtkämpfenden General ist es unerklärlich und vielleicht eine Schande für die Kämpfer.

Die zur Heeresmasse vereinten Soldaten bilden eine Maschine. Diese Ansicht ist begründet und richtig. Torheit aber ist es, die Menschenmaschine des Heeres wie die Stahlmaschine einer Fabrik zu beurteilen, zu behandeln und eine gleich regelmäßige und unbeeinflußbare Arbeit von ihr zu verlangen, indem man die Bedeutung der Nerven überlegen hintansetzt. Und wenn die Nerven eine geringfügige Rolle spielten, — auch die beste Maschine hat Grenzen der Wirkungsfähigkeit.

Ich habe Artilleristen gesprochen, die ohne Ablösung zehn Wochen in den Großkämpfen steckten und deren Kampfsittlichkeit einer schlaffen Stumpfheit gewichen war, von der Kampftüchtiges nicht mehr verlangt werden konnte. — Ein bayrisches Regiment, das wir ablösten, war acht Wochen hindurch ununterbrochen in vorderster Linie gewesen, und ein Bataillon glich einer zusammengeschossenen Kompagnie. Von Kampfgeist war keine Spur mehr vorhanden, die Leute liefen beim ersten Granateinschlag, und die offene Widersetzlichkeit schwelte in ihnen wie Feuer im Gebälk. — Desto bewundernswerter sind unter solchen Umständen die Leistungen des Heeres in jenen Endkämpfen, und desto gerechtfertigter ist die Wahrscheinlichkeit, daß bei genügendem Kampftruppenersatz, vor allem bei genügender sittlicher Unterstützung durch die Heimat, die Sommer- und Herbstschlachten von 1918 das entgegengesetzte Ergebnis gehabt hätten von dem, was der Waffenstillstand brachte.

Das Friedensheer Das Friedensheer des kaiserlichen Deutschlands, das im August 1914 zum Kampf antrat, war das Heer in seiner Vollendung, das beste Heer aller Zeiten und Völker, eisern in der leuchtenden Kraft sittlichen Willens, unüberwindlich in der gewandten Straffheit seiner Ausbildung, unbedingt zuverlässig in seiner Manneszucht. Große und würdige Führer lenkten, würdige Männer folgten. Auf starke Schultern fiel schwere Last. Große Verantwortung erfüllte große Seelen.

Eine Überfülle edelster, deutscher Namen flammte auf: Hindenburg, Ludendorff, Mackensen, Lettow-Vorbeck, Scheer, Tirpitz, Hoefer, Emmich, Goltz und viele, viele andre. Aller Ruhm des kaiserlichen Deutschlands und seines Heeres ist in ihnen vereinigt. Die Heere, die sie geführt haben, sind ihrer würdig gewesen. Sie alle, Führer und Soldaten, sind hervorgegangen aus der unerbittlich erziehenden Schule des kaiserlichen Friedensheeres und sind beseelt worden von der großen Sittlichkeit, die jenes Heer erfüllte. Diese Wahrheit läßt sich für den Unbefangenen, sachlich Betrachtenden fassen, wie Stahlhelm und Seitengewehre sich greifen lassen.

Im Weltkriege wandelte das Friedensheer sich zum Kriegsheer um. Es blieb nicht mehr das Heer des Friedens. Flüchtige Rekrutenausbildung, Reserveoffiziere, Landwehr- und Landsturmleute, Etappenzustände und eine Unzahl andrer, fremder Dinge kamen und brachten Schäden oder Keime zu Schäden mit sich. Es geschahen Dinge, die im Friedensheer eine verächtliche oder eine lächerliche Unmöglichkeit gewesen wären.

Die Fähigsten und Willensstärksten standen an der Spitze des Feldheeres und trugen überreich bemessene Bürde der Arbeit und Verantwortung. Ihre Macht erstreckte sich nur auf das Feldheer, wenn auch der Einfluß

zuweilen weiter gegriffen haben mag. Über dieſe überaus wichtige Frage der Machtvollkommenheit haben mich viele Beobachtungen dies gelehrt: man hat Ludendorff nicht ohne Nebenabſicht einen Diktator genannt. Er war es nie geweſen. Wäre er's geweſen: das Friedensheer des kaiſerlichen Deutſchlands und ſeine große Sittlichkeit wäre unzermürbt erhalten geblieben.

Männer

Der Kaiser Der französische Major Dinant, der im Kriege als Oberst vor Verdun gefallen ist, meinte in seinem Warnungsbuch „Einem neuen Sedan entgegen", des Kaisers Anwesenheit an einer Frontstelle werde dort so gut wie die Verstärkung durch ein Armeekorps wirken. Der Major Dinant hat damit bewiesen, daß er die Wirkung, die von der Persönlichkeit Wilhelms des II. auf das Heer ausging, besser gewürdigt hat, als diejenigen Deutschen, die sich stets so eifrig bemühten, den Kaiser als eine lächerliche, nur durch ihre Machtfülle gefährliche Figur hinzustellen.

Es heißt immer, der Kaiser sei nicht volkstümlich und sei es nie gewesen. Das ist insofern richtig, als das Volk in ihm nie den Vater gesehen hat. Der häusliche Familienlampenschimmer der Gemütlichkeit, der so manchen Habsburger den Österreichern mit dem warmen Schein einer Liebe umgab, die nicht frei von Rührung war, diese Volkstümlichkeit hat Wilhelm der II. nie besessen. Dazu fehlte ihm die Ehrwürdigkeit. Er ist dem Volke trotz des allmählichen Alterns stets jung erschienen und war es auch in der rücksichtslosen, zuweilen bis zur Torheit gehenden Offenheit seiner Begeisterung.

Er trat in Glanz und Pracht auf und hielt den Abstand vom Volk bis zur Unnahbarkeit, indes die Reinheit seines Familienlebens unantastbar blieb. Vertraulichkeit zwischen dem Kaiser und dem Volk hat es nie gegeben, dazu war die Höhe und Würde zu betont. Er ist dem deutschen Volk bis zu den Bedenklichkeiten seiner

Abdankung stets als Verkörperung des Begriffs „Kaiser" erschienen. Kaiser! Bei dem Wort sah man Wilhelm den II. Sein Auftreten, seine Sprache, die ernste Strenge des Gesichts, sein Soldatentum, — das beherrschte die Herzen.

Die Masse des Volks war mit einem ehrlichen Stolz auf ihren kaiserlichen Kaiser und mit Vertrauen zu ihm erfüllt; die geringschätzende Meinung der Sozialdemokratie war zum Teil auf Fabrikarbeiterkreise beschränkt und auch da oft nur äußerlich angelehrt. Als das Volk den grauen Rock anzog und nun „Heer" genannt wurde, da verstärkte sich dieser Stolz und dieses Vertrauen zu einer grenzenlosen Begeisterung.

Ich habe jahrelang als Gemeiner, Gefreiter und Unteroffizier unter den Soldaten gelebt und bin von ihnen immer ohne die Scheu betrachtet worden, die im bürgerlichen Leben dem Gebildeten im Verkehr mit der Masse der Ungebildeten so oft begegnet; die Ansichten, die ich zu hören bekam, waren ungeschminkt und echt.

Das Heer empfand nicht nur Begeisterung für den Kaiser, eine scheue, achtungsvolle Liebe sprach aus Blick und Wort, wenn von ihm die Rede war. Las man in der Zeitung von seinen Besuchen an der Front und seinen Besichtigungen dieses und jenes Regiments, dann wurde oft der Wunsch laut: „Wenn er doch mal hierher käme und uns besuchte!"

Und jeder erzählte, wie oft er den Kaiser gesehen habe, wie er ausgesehen, was er gesagt. Kritiken der Regierungsmaßnahmen erfuhren fast jedesmal von mehren Seiten sofort die Einschränkung: „Ja, ja! Aber der Kaiser hat keine Schuld daran. Er hat getan, was er konnte. Allmächtig ist er auch nicht. Er kann ja nicht, wie er gern möchte. Er muß sich den Beschlüssen des Reichstages fügen. Und für den Frieden hat er getan, was er konnte. Das haben wir im Frieden erlebt."

Und dann fügte wohl einer mit leisem Bedauern hinzu: „Seine Umgebung wird ihm wohl so manches Mal Sand in die Augen streuen. Wenn die Schmeichler nicht wären!"

Dieses Bedauern steigerte sich später zu Tadel und Empörung.

Es war im Sommer 1917, als zu einer Kaiserparade bei Baranowitschi jedes Regiment der Division der Armeeabteilung Woyrsch eine bestimmte Zahl ausgesuchter Leute zu senden hatte. Die Soldaten, die anfangs nicht wußten, wer die Besichtigung abhielte, scheuten das Exerzieren und die Unbequemlichkeiten des über hundert Kilometer langen Weges, und niemand meldete sich. Als es dann bekanntgegeben wurde, der Kaiser sei da, meldete sich sofort die Mehrzahl, und die Zurückgewiesenen waren unwillig und neidisch auf die andern, denen die Freude ersichtlich aus den Augen sprach. Man glaube nicht, daß es die Freude an der Abwechslung war; einzig und allein die Nachricht von dem Kommen des Kaisers hatte den Umschlag zustande gebracht.

Bei dem großen Vormarsch gegen Rußland im Sommer 1915 hieß es einmal beim Regiment, der Kaiser sei dicht hinter der Front. Kampfeifer und -Ehrgeiz, unter den Augen des Kaisers einen Sieg zu erringen, war allgemein, die Stimmung war dreimal so gut und gehoben. Als dann die Nachricht widerrufen wurde, war die Enttäuschung groß und machte sich in derben Worten Luft. Die Stimmung sank.

Die Zeiten nach der Revolution haben ein ungünstiges Bild von der Persönlichkeit Wilhelms des II. gegeben. Die Reise nach Holland vor der amtlichen Abdankung vor allem hat eine schwere Schädigung des monarchischen Gefühls im Volk zur Folge gehabt. Es gab und gibt viele, die den Wert dieses Gefühls für das Deutsche Reich und Volk für so groß erachten, daß sie vom Herrscher im äußer-

sten Fall das Opfer des eignen Lebens im Dienste dieses Gedankens verlangen. Bismarck hat das Nötige darüber gesagt.

Hindenburg Epaminondas fiel inmitten seiner thebanischen Krieger, Gustav Adolph von Schweden ritt seiner Reiterei im Kampf voran, Friedrichs des Großen Rock wurde bei Kolin von Kugeln durchbohrt, Napoleon stürmte mit einer Fahne in der Hand die Brücke von Lodi, noch Wilhelm der I. geriet in Artilleriefeuer, — der große Feldherr des Weltkrieges ist selbst dem weitreichendsten Geschützfeuer nicht mehr ausgesetzt. Die Kämpfe um Lodz Ende 1914 wurden von einer deutschen Stadt aus geleitet, über hundert Kilometer vom Schlachtfelde entfernt. Flieger, Fernschreiber, Fernsprecher und Eisenbahn haben das ermöglicht. Hindenburg hat sich den Truppen nicht im Gefecht gezeigt, nur wenig Regimenter haben ihn bei Besichtigungen aus der Nähe gesehen; die riesige Ausdehnung der Fronten und die Millionenzahl des Heeres schränkte die persönliche Berührung auf ein Geringstes ein. Die straffe Wort- und Bewegungslosigkeit einer Besichtigung verbot jede laute, freie Äußerung der Verehrung und Liebe für den Heerführer. Man sollte meinen, daß dadurch der Volkstümlichkeit großer Feldherren enge Schranken gesetzt seien. Die unbedingte Anhänglichkeit und Glut der Verehrung, die Napoleons und Friedrichs des Großen Soldaten erfüllte, ist durch solche Verhältnisse unmöglich gemacht. Die Verehrung und Liebe, die Hindenburg umgibt, ist nicht die einer persönlichen Zugehörigkeit, wie sie durch gemeinsam ertragene Gefahren und Leiden, gemeinsam empfundene Freuden entsteht, es ist die Verehrung und Liebe eines grenzenlos vertrauenden Heeres und Volkes, das von dem Genie seines Führers so unbedingt überzeugt ist, daß es jeden

Zweifel daran verlachen oder mit verachtender Empörung zurückweisen würde.

Die Tat, die Hindenburgs Namen so unvertilgbar tief in das Herz des Volkes gebrannt hat, war die zweimalige Errettung deutschen Landes von einem schonungslos hausenden Feind. Diese heimatschützende Tat gab ihm den Glanz eines Vaters des Vaterlandes. Verehrung und Liebe erwuchs ihm aus tiefster Dankbarkeit eines geretteten Landes. Das sich unbedenklich hingebende Vertrauen solcher Dankbarkeit legte den Oberbefehl über die gesamte Wehrkraft des Reiches so beruhigt und sorgenfrei in seine Hand, wie ein Kind seine Hand in die des Vaters legt. Dies war das persönliche Band, das jeden Mann des Heeres und Volkes an Hindenburg kettete. Heer und Volk kannte seitdem keine militärischen Sorgen mehr. „Hindenburg ist ja da. Er wird es schon machen." Ein einziger Angriff ist von einem Vereinzelten im Reichstag gemacht worden. In seiner scharfen Abwehr hat der Reichstag eine seltene Einigkeit bewiesen.

Von fast gleich großer Wichtigkeit zur Volkstümlichkeit ist sein Äußeres, sein Gesicht, seine Gestalt, sein Wort. Das wird oft unterschätzt. Heer und Volk kennen Hindenburgs Antlitz, das die besinnliche Ruhe und die erzene Tatkraft selbst ist; kennen seine Gestalt, die riesig und unerschütterlich ist wie die des Germanen, der Rom zu Boden warf; kennen sein Wort, das selten sich hören läßt und von der zuredenden Gewißheit des Überlegenen gütig ist und zuweilen in leiser Mahnung gegrollt hat mit dem Groll dessen, der lieber lobte als zürnte, wie rechter Groll tun soll.

Wie tief und selbstlos-echt die Verehrung und Liebe für den Feldherrn war, das offenbarten die Tage der Revolution, die keine Wandlung in den Gefühlen von Heer und Volk brachten, obwohl dies bei einem mit solcher Machtfülle bekleideten Vertreter der gewesenen Regie-

rung durchaus zu erwarten gewesen wäre. Das reine Soldatentum, die völlige Hingabe an nur eine Pflicht rechnete ihm jeglicher hoch an, und in seiner Fernhaltung von jeder Politik sahen alle einen Beweis für die große Berufsauffassung, die den Heerführer erfüllte. Eine leise Ahnung der schmerzlichen Entsagung, die in dieser unbeirrbaren Pflichttreue und Rechtschaffenheit des Mannes liegen mußte, überschleicht den, der verstehend betrachtet und erlebt. Dann kam der Tag, an dem er sich zu der neuen Regierung bekannte und erklärte, im Amt bleiben zu wollen. Er ordnete sich freiwillig, aus Liebe zu dem kranken Vaterlande den Befehlen einer Regierung unter, die ihm, dem Feldherrn des Kaisertums, das Heiligste zerschlagen, von der er keine Taten seiner Gedanken erwarten und für sich selbst nur Kränkung und absichtliche Demütigung erwarten konnte. In dieser Selbstüberwindung liegt erschütternde, weltgeschichtliche Größe. Man sprach es im beklemmenden Wirrwarr der Ereignisse nicht aus, aber man fühlte es: nie war Hindenburg so groß wie in jenem Augenblick der Entsagung und Selbstentäußerung. Sein Alter hat 70 Jahre überschritten, und seine Haare sind weiß.

Das Regiment stand im Viereck angetreten, und der Kommandeur las jenen Erlaß des Generalfeldmarschalls vor, in dem er seine Soldaten an ihren treuen Gehorsam, ihre unvergeßlichen Leistungen erinnerte und dann zum Schluß in der Not des Vaterlandes nicht befahl — nein, der alte siegreiche General b a t seine Soldaten: Ihr habt mir nun so lange gehorcht, — gehorcht mir auch dieses Mal noch; es ist nicht um meinetwillen, es geht um das Vaterland, um Deutschland.

Die Worte schnitten durch die Seele und gruben sich in das Herz. Das Regiment trat weg, und es war keiner, der nicht gehorcht hätte. Ohne irgendeinen Flüchtigen, geschlossen kam das Regiment an seinem Bestimmungsort

an, obschon der Weg Hunderte von Kilometern lang und durch Fußmarsch zu bewältigen war, obwohl die Stimmung jeden Mann leidenschaftlich nach Hause drängte.

Einem andern als Hindenburg wäre das Werk der großen Heeresrückführung und -Entlassung nie gelungen. Wäre er nicht geblieben, hätte er den Oberbefehl niedergelegt, — der Zusammenbruch wäre vollkommen gewesen, und der Schutthaufen des Niedersturzes wäre Herrschaftslosigkeit, Willkür, Bürgerkrieg und Hungersnot gewesen. Die Amtstreue Hindenburgs im November 1918 war vielleicht seine größte Tat. 1914 rettete er die Ostprovinzen des Reichs, 1918 aber wurde er durch die Macht seiner Persönlichkeit der Erhalter und Bewahrer des ganzen Reiches und Volkes, ein Vater des Vaterlandes.

Ludendorff Neben Hindenburg ist Ludendorff der Feldherr des Weltkrieges. Seine ungeheure Spannkraft setzte Armeen in Bewegung, seine glühende, rastlos hetzende Tatkraft durchdrang, durchbebte das Heer bis in die kleinsten Gliederungen, wie das Blut unter mächtigen Herzschlägen den Körper durchrollt, trieb den letzten Mann der Kompagnie vorwärts, peitschte den mattesten Gaul der Kolonnen weiter, wie sie Armeeführer und Divisionsgeneräle belauerte und zur Anspannung der äußersten Kräfte zwang. Vollkommen frei von blicktrübenden Gefühlen, Soldat bis in Herzkammern und Fingerspitzen, kein Ziel kennend außer dem Sieg, keinen Gott außer der Pflicht, kein Land außer dem Vaterland, keinen Willen außer dem eignen und keinen Glauben außer dem Glauben an das eigne Können, Herz und Seele des deutschen Heeres und Siegeswillens, die Verkörperung des eisenharten Begriffs: ein Mann, — das ist Ludendorff. Gene-

ralstabsoffizier, unbekannt — Lenker des deutschen Heeres, umjubelt, gepriesen, — Privatmann, beschimpft, verhaßt, verlästert. Das ist sein steiler Weg, steil in An- und Absturz, meteorschnell in der Zeit.

Im Heere des Kaisertums war Ludendorff weder beliebt, noch unbeliebt. Man hörte und ahnte mancherlei von der gewaltigen Größe seiner Persönlichkeit, von der weder Rang noch Titel kennenden Rücksichtslosigkeit seines Wesens, und ein achtungsvolles, fast zaghaftes Zutrauen blickte zu ihm empor. Das innere Band zwischen Führer und Heer fehlte, das Hindenburg und seine Soldaten verknüpfte. Die Kühle, die in der Bewunderung für Ludendorff lag, hat zu nicht geringem Teil auf der Verborgenheit seines Wirkens beruht. Man hörte nicht viel von Ludendorff, und die Zeitungen wußten von Hindenburg zehnmal so viel zu erzählen als von Ludendorff. Die Triebfeder der Uhr liegt geschützt im Gehäuse, der treibende Teil eines Werkes erfordert Schutz.

Wenn ich hier die Äußerung eines Soldaten über die beiden großen Feldherren anführe, so tue ich es deshalb, weil sie ebenso kennzeichnend ist für das Wesen und Auftreten beider Männer, wie für die Gefühle, die das Heer für beide hegte.

„Ich habe sie beide mal bei einer großen Besichtigung gesehen", sagte er. „Hindenburg sprach viel, unterhielt sich freundlich und nett mit allen und sah so ruhig und abwartend aus. Er kam mir vor wie ein alter Kompagniehauptmann, der mit Liebe streng und gut ist, der für seine Leute durchs Feuer geht und für den die Leute durchs Feuer gehen. Hinter ihm kam Ludendorff, bolzgrade, straff, mit gekniffenen Lippen, starrem Gesicht, kurzen Bewegungen und einem Blick, einem Auge — dem nichts entging. Gelacht hat er gar nicht, gesprochen fast gar nicht, nur gesehen und gehört, aber dafür auch alles. Und alle, Leutnants wie Generäle, waren sehr stramm und vor-

schriftsmäßig zu ihm und beobachteten ihn dauernd so heimlich von der Seite, was er wohl sagt. Aber gesagt hat er nichts. Und Ludendorff kam mir so vor wie manch ein Kompagniefeldwebel, der hinter dem Kompagnieführer das Glied abgeht und alles sieht und alles aufschreibt und nichts vergißt und nachher alles eins, zwei, drei in die gehörige Ordnung bringt, ohne daß er viel Federlesen machte. Und bei ihm klappt die Geschichte."

Das persönliche Furcht- oder Grimmgefühl, das manchen Soldaten gegenüber seinem Feldwebel erfüllte, besaß das Heer gegenüber Ludendorff nicht, weil das unmittelbare Verhältnis fehlte. Statt dessen war sich jeder Mann bewußt: Ludendorffs Blick entgeht in den entscheidenden Stellen und Vorgängen nicht das Geringste, und vor seiner Unerbittlichkeit bleibt nichts Schädliches oder Überflüssiges bestehen.

Erbitterung oder Haß gegen den General hat ebensowenig im Heer bestanden wie Liebe zu ihm. Die erst in den letzten Wochen des Krieges gegen Ludendorff erhobenen Anschuldigungen waren dem Heer wie dem Volk vorher gänzlich unbekannt und haben beide aufs äußerste überrascht. Nachdem die Zeitungen die Anklagen wiedergegeben und in die weitesten Kreise getragen hatten, machte sich bei einem großen Teile des Heeres ein Stimmungsumschwung rasch bemerklich. Die mit der Einsicht in den unvermeidlichen Verlust des Krieges sofort eintretende und seuchenschnell um sich greifende Nervenermattung, die allgemeine auf Tatsachenunkenntnis beruhende Kritiklosigkeit, die trotz der Beweislosigkeit vorhandene Bestimmtheit jener Beschuldigungen wirkten zusammen mit der nach jedem verlorenen Kriege regelmäßig zu beobachtenden Sucht, sich selbst frei und andre schuldig zu sprechen, mit der Stimmungserscheinung des Geschreies nach einem Sündenbock. Die unmittelbare Folge war, daß Ludendorff das Opfer wurde, wie es 1871 Bazaine in Frank-

reich geworden war. Es kann ja kein andrer sein als der kriegleitende General.

Und doch habe ich selbst in jenen Tagen des Wirrwarrs viele Leute gefunden, die nicht jenem bedenklichen Fehler der Kritiklosigkeit verfielen, dem selbst Leute unterlagen, die sich in der Stellung eines Partei- und Regierungsmannes befanden, dem Fehler nämlich: öffentlich einen Mann anzugreifen und zu beschimpfen wegen Vergehungen, deren Tatsache nicht bewiesen, sondern nur behauptet worden und nicht einmal von vielen Seiten unbestritten geblieben ist. Dieser bis zur Gewissenlosigkeit gehenden Parteisucht, Wut, Voreiligkeit, oder wie man es sonst nennen mag, haben sich selbst damals nur wenige Soldaten selbst in persönlichen Aussprachen schuldig gemacht. Es wurde stets ein abdämpfendes, gerechtes: „Wenn das alles wahr sein sollte", ein vorsichtiges „Ich weiß das nicht und rede nur nach" in die Rede eingeflochten.

Die Regierung

Schlaffheit der Regierung Das Feldheer, von dem jeder Mann täglich erneut sein Leben unter den schwersten Anstrengungen für sein Vaterland aufs Spiel setzte, hat von Anfang an das Gefühl gehabt: „Der Preis muß diese Opfer und Mühsale lohnen." Das Feldheer blickte auf die Regierung, die seine Erfolge pflichtmäßig sicherzustellen hatte, blickte und horchte, aber es hörte keine Worte, wie sie den feindlichen Heeren von ihren Regierungen zugerufen wurden: „Die Opfer sollen euch reich gelohnt werden. Jeder Mann soll nach dem Kriege besser dastehen als vor dem Kriege. Der Boden, der euer Blut getrunken hat, soll euch Vergeltung wiedergeben. Haltet aus, siegt, — setzt alle Kräfte an solches Ziel. Sieg für das Vaterland, das ist auch Sieg für euch und eure Kinder! Ihr seid es, die die Meere von Englands Herrschaft befreien, ihr seid es, die die Welt von Englands Kniedruck erlösen sollt, ihr sollt Deutschland und jedem Deutschen den Platz auf dem Erdball sichern, der ihm gehört mit dem Rechte des Volkes von 70 Millionen!"

Gewiß, das ist gesagt worden. Von Privatleuten ist es gesagt worden. Die Regierung hat ähnliches angedeutet, vorsichtig gestreift in Blättern wie der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die an der Front kein Mensch gelesen hat. Wohlverstanden: 1914 waren solche Worte oder Gedanken eine Selbstverständlichkeit. 1914 war das Volk alldeutsch bis auf das Mark in den Knochen.

Parteiansichten zerfielen damals zum Staub der Theorie, und dieser Staub wirbelte nur im Kopf unentwegter Parteiwütiger, in toten Seelen und weltfremden Gehirnen: Sandsturm im Schädel.

Was den Regierungen unsrer Gegner eine kluge Selbstverständlichkeit war, das war unsrer Reichsleitung eine törichte Angst. Hätte die Regierung von Anfang an den Hinweis aufs Ziel unbekümmert um alle Mißerfolge ständig festgehalten, dann wäre die Stimmung des Feldheeres und des daheimgebliebenen Volkes anders gewesen, — besser. Die große Gebärde des wegweisenden Armes, — dazu erhob sich Deutschlands Regierung nicht, der Arm hing ihr im Gelenk. Auch die Entschlossenheit des gesenkten Armes hat ihr gefehlt. Das Schauspiel, das die Regierung den wartenden, forschenden, hoffenden Blicken des Heeres gab, war das eines zaghaft sich hebenden, mutlos wieder herabfallenden Armes. Selbst der gemeine Mann des Heeres weiß es: Unentschlossenheit ist das Gefährlichste im Gefecht. Sie führt alle bestimmt ins Verderben. Die Reichstagsverhandlungen über die Kriegsziele haben dem Heere viel erzählt, und es war wenig Erfreuliches darunter. Die grade Linie fehlte, der neuste Kurs war der Zickzack eines im Sturm ängstlich kreuzenden Schiffes. Die Schiefheit dieses Vergleichs liegt in der Notwendigkeit des Kreuzens für das umstürmte Schiff und in dem Mangel der Notwendigkeit des Kreuzens für den umstürmten Staat. Die Politik mag kreuzen. Der Krieg kennt keine Politik, er kennt nur Gewalt, nur das Schwert. Das Schwert aber ist von stählerner Starre. Pfeilgrad ist der Weg der Kugel.

Als die Frage der Kriegsziele von der Sozialdemokratie öffentlich und herrisch gestellt wurde, da horchte das Feldheer hoch auf und wartete auf die Antwort der Regierung. Die Unbestimmtheit der Antwort, der Doppelsinn der Ausflüchte enttäuschte. „Entweder — oder",

sagten die Leute unter sich. „Ja" oder „nein", aber kein: „vielleicht ja, vielleicht nein".

Die Folge dieses Druck- und Schluckverfahrens sah so aus: Der Kompagnieführer fordert Freiwillige für einen Spähgang. Niemand meldet sich. Erstaunt fragt der Leutnant einen Mann, der sich für gewöhnlich nicht lange bitten zu lassen pflegt:

„Was! Selbst Sie wollen nicht? Wie kommt denn das?"

Der Mann schweigt erst, dann weicht er mit einer verlegenen Antwort aus. Endlich bekennt er: „Herr Leutnant! Wenn unsere Regierung nicht weiß, was sie will, was sollen wir denn unser Leben aufs Spiel setzen! Das ist dann Leichtsinn. Wir behalten das eroberte Land ja doch nicht. Wozu soll ich da noch womöglich vor die Hunde gehen?! Für nichts und wieder nichts? Nein, Herr Leutnant, — so dumm bin ich nicht."

Ermutigt soll der Soldat werden, nicht durch Zweifel entmutigt! Zweckloser Schlachtentod ist kein Heldentod, er ist eine grauenvolle Sinnlosigkeit.

Einen ähnlichen Erfolg, der in seinen Wirkungen weit schlimmer war, weil er Erbitterung schuf, war die Schwäche der Regierung in wirtschaftlichen Dingen. Jeder Soldat kannte die hohe Bedeutung reibungslosen, wirtschaftlichen Lebens daheim. Jeder Soldat las in den Briefen seiner Eltern oder seiner Frau, daß die gesetzwidrige Überschreitung gesetzlicher Höchstpreise eine öffentlich betriebene, weitverbreitete Tatsache sei, er wußte, daß dergleichen meistens straflos blieb oder mit lächerlich geringen Ahndungen belegt wurde. Jeder Soldat konnte in den Zeitungen von Unterschleifen in Lebensmitteln (Kartoffeln z. B.) lesen, von Betrügereien großer für den Heeresbedarf arbeitender Fabriken und von andern kriegsgewinnerischen Verbrechen. Jeder las dann von Geldstrafen, die als Strafe im Vergleich zum Betrugs-

gewinn eine Albernheit waren. Geldstrafen entehren nicht.

Die Wirkung dieser Vorgänge ging an der Front über den Nullpunkt gleichgültiger Entmutigung hinaus, sie bestand in Erbitterung. Der Frontsoldat hat tausendmal gesagt: „Also so etwas ist zwar verboten, aber doch geduldet! Da sind wir an der Front also die Dummen! Wir verdienen im Monat rund 21 Mark und verlieren unsern Zivilverdienst, und die Betrüger daheim gewinnen fast straflos.“ Diese Ansicht des Frontsoldaten, er sei der Dumme, war immer eine der besten Keimreden für die entsittlichende schlechte Stimmung. Als Kompagnieführer hat man sich fast um den Verstand geredet gegen die verbissene Wut der Leute, die ihnen aus der Heimat kam. Man hat an die großen Gedanken der Zeit gedacht und ein schlechtes Gewissen gehabt, wenn man den Leuten sagte, es sei gar nicht so arg in der Heimat, es stünde alles gut. Wer aber Scham vor sich selbst fühlt, der geht nicht freudig in den Kampf.

So hat die Regierung ihre Offiziere zwecklos reden lassen und zwecklose Milde geübt, anstatt kraftvoll und rücksichtslos zu handeln. Wie hätte Bismarck getan? Er hätte die ersten Lebensmittelwucherer und -hinterzieher mit Zuchthaus und mit Vermögensentziehung oder mit dem Tode bestraft. Dann hätten hundert Schurken geblutet, was nichts bedeutet hätte bei so viel edlem, vergossenem Blut, aber nie mehr hätte ein Mensch gewagt, die Höchstpreise zu überschreiten und Kartoffeln zu hinterziehen, nie mehr hätte einer auf solche Weise unwissentlich die Revolution gefördert.

Die dritte feige Rücksichtnahme hat die Regierung dem eignen Heere gegenüber bewiesen. Feigheit, Fahnenflucht und Achtungsverletzung sind mit immer gelinderen Strafen gestraft worden. Die Kriegsgesetze wurden verlesen. Tod und Zuchthaus schreckten in ihnen. Anfangs

hielt die Angst vor der Drohung zurück, später nicht mehr. Die Drohung blieb unerfüllt. Das Böseste, was einer Drohung geschehen kann, geschah: sie wurde mißachtet und verlacht. Die drei genannten Vergehen mehrten sich und hätten doch durch gnadenlose Durchführung der Drohung des Gesetzes beseitigt werden können. Krieg ist Gewalt, nicht Schwäche; Krieg ist Mut, nicht Feigheit. Die Pest des schlechten Beispieles, genährt durch leere Drohungen, verbreitete sich im Heer. Fahnenflucht und Achtungsverletzungen griffen um sich. Die Schaffung der „Strafkompagnien" kam viel zu spät, um Jahre zu spät. Solche Strafen führt man sofort ein und führt sie durch oder gar nicht. Lieber hundert erschossene, als zehn lebendige Fahnenflüchtige. Das ist selbstverständlich — und doch, und doch! Aber wenn das Gesetz von der Regierung, die es gibt, nicht durchgeführt wird, dann nimmt der Staatsbürger an, die Regierung wolle oder könne es nicht, dann gibt die Regierung selber das schlechte Beispiel.

Berechnungsfehler Eine im Kriege befindliche Regierung muß alles daran setzen, sich das unbedingte Vertrauen des Volkes zu erwerben und zu erhalten. Sie muß für das Volk unfehlbar in ihren Ansichten, Beschlüssen und Handlungen sein, und das Volk muß freiwillig, ohne Mißtrauen, ja blindlings folgen. Dies Verhältnis herrschte zwischen der Obersten Heeresleitung und dem Volk bis zum Frühjahr 1918, zwischen dem Volk und der Regierung hat es nur bis 1915 bestanden und auch damals nicht mit der unerläßlichen Schärfe. Worte wie der unsinnige Ausspruch Bethmann-Hollwegs von unserm „Unrecht" an Belgien haben das Volk und Heer mit stärkstem Zweifel an der rücksichtslosen Unterstützung der Regierung erfüllt und einen Riß geöffnet, der durch diplomatische Fragwürdigkeiten zur Kluft

wurde und einen Abgrund vorbereitete, in den späte
Schuldige und Unschuldige stürzten.

Die deutsche Regierung hat zwei schwere, militärisch
Rechenfehler im Kriege begangen: sie hat die Schnelligke
der Wirkung des Unterseebootkrieges überschätzt und di
militärische Hilfe der Amerikaner unterschätzt. De
Mangel an Aktenveröffentlichung läßt eine jedoch nich
unbegründete andre Meinung zu: die Regierung hat de
U-Bootkrieg verkündet und begonnen, ohne die zur erfolg
reichen Durchführung nötigen U-Boote zu besitzen. Auc
später hat sie dieses Versäumnis nicht wieder eingeholt
so daß der Vorwurf der Vernachlässigung erhoben werde
konnte.

Abgesehen von der praktischen Gefahr, die solche falsch
Einschätzung nach sich ziehen mußte, war die seelische Ge
fahr unberechenbar und die Folge ungeheuer. Das Ver
trauen zur Regierung sank unaufhaltsam, und es kam da
hin, daß die Soldaten in den Schützengräben und Trichter
feldern sagten:

„Ach, die Regierung, die Regierung! Sie will j
wohl das Beste, aber sie nimmt auch immer gleich da
Beste an und handelt danach. Da irrt sie sich aber. Hof
fentlich fährt sie den Karren nicht in den Sumpf."

Über den U-Bootkrieg hieß es im Februar 1917, e
werde England in sechs Monaten aushungern, den Krieg
also innerhalb dieser Zeit mit zahlenmäßiger Unfehlbar
keit beenden. Viele schüttelten bedenklich den Kopf, als
sie das hörten, und nicht allein die Miesmacher. Prophe
zeiung ist immer eine üble Sache, ein zweispitziger Stock
Die verantwortlichste Stelle des Reichs sollte sich nie zu
Prophezeiungen herablassen, niemals den Stein senkrech
in die Lüfte werfen. Steine wirft man im Bogen. Die
Regierung, die zu prophezeien beginnt, setzt sich selbst dem
Vorwurf des Leichtsinns und der Gewissenlosigkeit aus

Das aber ist — hier hat Talleyrand recht — mehr als ein Verbrechen, es ist ein Fehler und eine Torheit.

Die Frontsoldaten haben bei jener Vorausfage sich im Geist zum Sommer oder Herbst 1917 zu Hause am Familientisch gesehen und sehnsüchtig von Woche zu Woche auf den Erfolg der U-Boote gewartet. In diesen Bildern und Hoffnungen liegt unbedingt eine Herabminderung der Kampfsittlichkeit, die im Augenblick der Enttäuschung zutage treten wird. Dieser Rückschlag kam, als das Volk die Erfolglosigkeit des U-Bootkrieges im Weitergange der Kampfhandlungen sehen mußte.

Verstärkt wurde seine Wucht durch das Offenbarwerden des zweiten Berechnungsfehlers, der eng mit dem ersten zusammenhing: durch das Erscheinen riesiger amerikanischer Truppenkörper auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Ein Volk hält sich an Tatsachen, und enttäuschte Hoffnungen lassen sich nicht beleben. Die Kälte einer ungeheuren Enttäuschung ließ alle Siegeshoffnungen erfrieren und die Herzen erstarren vor dem unheimlichen Gefühl eines drohenden Wetterschlages. Die U-Boote und die abgesperrten Amerikaner, — darin sprach sich die Siegeshoffnung am lautesten aus. Und nun verschwand diese strahlende Bläue vom Zukunftshimmel des Friedens, und eine lautlose, finstere Wolkenmasse schob sich herauf, schwer und unwiderstehlich, eine Mauer, hinter der ein unbekanntes, ungeheures Schicksal heranzuwandeln schien. Die Parteipresse benutzte die Stimmung, und verankerte das Gefühl des Unheils im Volk. Die Starrheit löste sich in geschürte Wut.

„Die Regierung hat uns betrogen! Die Kriegsverlängerer, die Kapitalisten haben die Regierung betrogen. Der Sozialismus allein verbürgt Glück und Frieden", schrie die Heimat.

Die Front war ruhiger. Sie glaubte nicht mehr an

den diktierten Frieden und den Sieg, sie hatte aber im Vertrauen auf die Feldherren Hindenburg und Ludendorff, im Vertrauen auf die eigne Kraft das bestimmte Gefühl, eine Niederlage abwehren zu können. Der Kampfgeist des Angriffs war nach den Frühjahrsangriffen 1918 unwiderbringlich dahin, es blieb nur der trotzige Kampfgeist der Verteidigung, angefressen durch die Parteihetze und die gradezu sinnlose Wiedereinreihung der aus russischer Kriegsgefangenschaft befreiten, verseuchten deutschen Soldaten.

Sinken der Siegeshoffnung Der Offizier hat den Soldaten Mut und Hoffnung zuerst auf einen diktierten Frieden, dann auf Sieg, dann auf einen Gleichheits-, auf einen Verzichtfrieden und schließlich kurz vor dem Ende auf einen gerechten Frieden gemacht. So senkte sich der Bogen der Hoffnung. Trotz aller Belehrungen und Mahnungen verringerte sich von Tag zu Tag die Hoffnung, bis sie schließlich in finsterer Erwartung des Äußersten endete. Mutlosigkeit hat es auch am Tage vor dem Waffenstillstande nicht gegeben, Verzweiflung war auch in der letzten Stunde in keinem Herzen, die herrschende Stimmung läßt sich am besten in den Rahmen der drei Worte schließen: gefaßt auf alles.

Was war es, das allmählich aus der Hoffnung eine Entsagung, aus der freudigen Siegesgewißheit ein ernstes Gefaßtsein gemacht hat? Von der Unterschätzung der amerikanischen Hilfe und der Überschätzung des U-Bootkrieges habe ich schon gesprochen. Aus dem letzten Rechenfehler ergaben sich andre Folgen. Der U-Bootkrieg sollte die Zufuhr der Ernährung und der Kriegsmittel verhindern. Die eroberten Städte, Dörfer und Stellungen wiesen aber regelmäßig einen derartigen Reichtum an Lebensmitteln, Leder, Stoffen, Metallen, Gummi auf; die Tornister gefallener Gegner bargen fast ausnahmslos

so seltene Kostbarkeiten wie Schokolade, guten Kognak; die Feinde waren stets so gut genährt, so gut bekleidet, daß der deutsche Sieger und Eroberer sich ganz verzweifelt fragte:

„Wie ist es möglich, daß die Feinde dies alles so gut und so reichlich haben können? Ich habe mir das bisher ganz anders, ähnlich knapp und schlecht wie bei uns vorgestellt, denn wir führen ja einen uneingeschränkten U-Bootkrieg. Und nun? Es bleibt mir nichts andres übrig, als den U-Bootkrieg für zwar sehr lästig, aber nicht ihn für vernichtend zu halten. Wir schaffen's nicht, wir schaffen's nicht! Gegen diese Fülle können wir nicht an."

Vor der praktischen Tatsache mußte die theoretische Berechnung und Belehrung verstummen, oder sie machte sich lächerlich. Auch die Rohstoffe der Kriegsmittel waren schlecht und knapp. Die Geschütz- und Minenwerfermunition wies mit der längern Dauer eine sich vermehrende Zahl von Frühsprengern oder Versagern auf, Rohrsprenger waren häufiger als früher. Das redete eine deutliche Sprache. Das Pulver der Patronen gab — das war 1918 — Funken beim Abschuß, die Hülsen verrieten in ihrer rötlichen Färbung und den nicht seltenen Zerreißungen beim Schuß die Geringwertigkeit des Metalls.

Der Gegner verfügte über eine überwältigend große Zahl von Tanks, die ständig wuchs. Die Zahl der deutschen Tanks war dem gegenüber verschwindend gering. Dabei ist der Tank durchaus kein so lächerlich minderwertiges Kampfmittel, wie das so oft behauptet worden ist. Seine sittliche Einwirkung auf den Angegriffnen ist sehr groß, und er reißt den Angreifer mit seinem Schutz gewöhnlich so weit vor, wie er ohne ihn nicht gekommen wäre. An dem Erfolg der letzten gegnerischen Angriffe haben die Tanks jedenfalls einen so

großen Anteil, daß die Heeresleitung in der Auswahl ihrer Abwehrstellungen auf die Tanks eine besondre Rücksicht nehmen mußte. Man suchte einen Fluß vor der Stellung zu haben.

Knappheit und Geringwertigkeit der Kriegsmittel war beim Gegner nicht festzustellen. Geschütze, Granaten, Tanks, Fesselballons, Maschinengewehre, Menschen, — es war alles in Überfülle und Hochwertigkeit vorhanden. Der Gegner war 1918 immer überlegen.

Dem deutschen Soldaten entging das nicht, und ihm fielen die Worte der Verheißung ein: in sechs Monaten ist England mit Sicherheit durch den Unterseebootkrieg niedergekämpft. In der Nichterfüllung dieser Worte lag ihm das mit Tatsachen redende Eingeständnis der Wertlosigkeit des U-Bootkrieges und seiner durch die jammervollen Parteiverhältnisse aufgeregten Erbitterung blieb nichts andres übrig als die Überzeugung von der Unmöglichkeit des Sieges.

Und doch lebte in den Herzen der Männer, die selbstlos mit den Waffen ihr Vaterland bis zum Letzten verteidigten, statt es mit Reden anzugreifen, auch in den letzten Tagen vor dem Ende noch der Glaube, in einer festen Stellung dem Gegner während des Winters standzuhalten, lebte in ihnen die ehrliche Hoffnung auf einen sehr leicht möglichen Schicksalsumschwung, auf eine durch die Nöte der Zeit erpreßte Gesinnungsänderung der feindlichen Völker. Gefangene Franzosen und Engländer gaben genug Beweise von einer Zersetzung der Kampfsittlichkeit auch beim Gegner. Die Überzeugung, durch einen Widerstand während des Winters einen gleichmäßig verzichtenden Frieden herbeizuzwingen, war lebendig in den Kämpfern der Front bis zum Beginn des Verrates der Revolution, bis zu Beginn der mit russischem Gelde bezahlten Vollendung dessen, was die Mondsucht der Partei in blinder Theorie angebahnt hatte.

Und die Quelle des vernichtenden Stromes? Ängstliche Wahrsagung und feige Schwäche der Regierung! Und seine Nebenströme? Die Partei und nochmals die Partei! Und als das Heer in die Heimat zurückmarschierte, da schrien es die Spatzen von den Dächern: ihr seid unbesiegt, die Front hat ausgehalten, — Lob und Dank sei Euch allen, allen. Aber die Heimat hat nicht widerstehen können, die Heimat hat Euer Blut in den Sand rinnen lassen, die Heimat ist besiegt und hat all Euer Heldentum zu einer Vergeudung gemacht.

Und dann empfing uns die „dankbare" Heimat mit Worten und Reden, und das Heer schämte sich für sie, bis zersetzende Verführung auch das Heer zerfallen ließ.

Belgien Der Fronturlauber, der auf der Rückfahrt zu seinem Truppenteil ist, fährt durch die belgische Etappe und kommt nach Brüssel, wo er einige Stunden Aufenthalt hat und sich aufmacht, die berühmte und berüchtigte Stadt zu betrachten. Er kommt aus einem fest umlagerten Lande, in dem seine Familie Not an allem leidet, an Lebensmitteln, an Kleidung, wo in seiner Wohnung alle Metallgegenstände vom Kupfer bis zum Aluminium beschlagnahmt sind, wo die Beleuchtung eingeschränkt und der Tanz verboten ist, — er kommt aus einem Lande, dessen Städte und Dörfer mit jeder Straße und jedem Hause vom Kriege reden, wie sie mit ihren Zeitungen und Büchern von ihm sprechen.

Jetzt steht er abends auf dem Platz vor dem Nordbahnhof und geht langsam den Boulevard d'Anspach zur Börse hinunter. Hinter den Scheiben der Fleischerläden höhnen und prahlen Reihen gekochter und roher Schinken, Spickaale, Würste, halbe Schweine, Speckseiten, Büchsen voll Schmalz, ausgesuchte Feinschmeckereien aller Art. Die funkelnden Messingstangen biegen sich unter der Last, die weißen Marmorplatten verschwinden fast

unter dem rosigen Fleischglanz, und der Laden ist gedrängt voll von belgischen Zivilisten, die genügend Geld haben, um diese überaus teuren Herrlichkeiten zu erstehen. Die Augen werden ihm groß, das Herz krampft sich ihm zusammen, wenn er an seine Familie denkt, die so etwas seit Jahren nur von Erinnerungen kennt. Der nächste Laden lockt mit Stoffen aller Art: Wolle, Baumwolle, Leinen, Battist, Seide, Taft, Spitzen, Tüll, Musselin, Chiffon, Schleier, Pelzwerk, Samt, Atlas — jeder Preiszettel eine Ohrfeige. Aber es ist alles da: Stoff und Geld. Belgien hat beides. Ein Stiefelgeschäft: Reitstiefel, Tanzschuhe, Straßenstiefel, Halbschuhe, matter Schimmer der Zeugeinsätze, Perlmutterknöpfe, Blitz des Lackbezuges. Jeder Wunsch findet Erfüllung. Eine Konditorei: Kunstwerke von Butter- und Cremetorten, Törtchen, Bohnenkaffee, Schokolade, Konfekt, Zuckerfrüchte, Kakao, Eis, Weine, Schnäpse, — eine bunte, duftende Offenbarung aus dem Märchenlande des Friedens. In einem Metallwarengeschäft strahlt und flimmert es von Kupfer, Nickel, Messing, Aluminium. Alles ist mit einer Verschwendung und mit einer so berechnenden Aufmachung preisgegeben, daß man den Eindruck eines Ausstattungsstückes hat.

Die Straßen wimmeln von Menschen, von Herren, Frauen, Kindern, Dirnen, Mädchen. In der Kostbarkeit des Äußern passen sie zu den schimmernden Schaufenstern. Aus den Kaffeehäusern quillt Musik, Lärm, Lachen, ein nickendes, wogendes Meer von Männerscheiteln, Frauenhüten, Gesichtern, Händen. Wenn man hineingeht und den Kellner heimlich schief ansieht, kostet es zehn Franken. „Lieber nicht", denkt der Urlauber. Schließlich tut er's doch. Einmal kann man sich den Frieden ja wiederzaubern. Einmal ist keinmal. Nur in Brüssel nicht, in Belgien. Nach einer halben Stunde ist er wieder draußen und ist seine letzte Löhnung los.

Zwanzig Schritte weiter hat er schon auf drei freundliche Damenbekanntschaften verzichtet. Es ist gut, daß er kein Geld mehr hat, — jetzt kann er die Tanzsäle nicht mehr genießen. Er hat keine Gelegenheit mehr, einen bunten, lachenden Wirrwarr von kostbaren Tanzkleidern, Walzern, Weinen, Teppichen, Marmor, Goldverzierungen, Fracks, Uniformen, unverschämten Preisen, halbnackten Tänzerinnen, Jubel, Lärm, Sektgläsern und wilder Ausgelassenheit über sich herstürzen zu lassen. In diesen quirlenden Strudel gerät er nicht, und die Versuchung, für eine Flasche Bordeaux 30 Mark auszugeben und mindestens die Hälfte davon in unbekannten Damen verschwinden zu sehen, diese Versuchung verlockt ihn nicht mehr. Seine Löhnung ist er los. Schadet nichts! An der Front hat er Verpflegung, Wohnung und Beerdigung umsonst. Langsam arbeitet er sich durch den Gießbach von Menschen zurück zum Bahnhof. Die Heiterkeit des Lebens lacht doch ein wenig verführerisch, die Schinken sehen in ihrer Art grad so verlockend aus wie Frauenschultern.

Auf dem Bahnhofsplatz kommt er zur Besinnung; und plötzlich packt ihn Ekel über dieses Volk und seine Lebensführung und Wut — Grimm auf — auf irgend etwas Unbestimmbares. Erst in der Dunkelheit und Kälte des Eisenbahnwagens kommt Klarheit in den Wust seiner Gedanken und Gefühle. Dann stellt er die Überlegung an, die viele tausend Urlauber schon überlegt haben:

„Dieses heimtückische Volk, das uns heimlich Feind ist, darf alle Schätze des Friedens genießen und zieht Geld aus dem deutschen Heer, und unser eignes Volk entbehrt, friert und hungert. Und dies Volk lebt in Freuden, ißt und trinkt und amüsiert sich bis in die späte Nacht, Tag für Tag."

Wenn er an der Front ankommt, ist er in einer Stimmung, die nicht an die Front gehört.

Presse, Partei und Heimat

Presse und Partei — Ein Engländer soll während des Krieges einmal auf die Frage, wer den Krieg verlieren werde, mit der selbstsicheren Nüchternheit, die seine Landsleute so sehr auszeichnet, geantwortet haben:

„Deutschland. Er hat einen Gegner zuviel: sich selbst."

Diesem Manne war die deutsche Seele nicht so fremd und unverständlich, wie man es dem Engländer bei uns mit Vorliebe nachsagt. —

Die Zeitungen kamen an die Front. Der Soldat öffnete sie mit der selbstverständlichen Erwartung, seinem Siegeswillen hier vollendeten Ausdruck gegeben zu sehen. Er fand, was er erwartete, in vielen Blättern, und groß Verdienst und Würdigkeit schien ihm nicht dabei zu sein. Er nickte zufrieden und legte sie beiseite. Dann entfaltete er das „Berliner Tageblatt", den „Vorwärts", die „Frankfurter Zeitung" und andre Zeitungen gleichen Gepräges. Aber wie wurde er enttäuscht!

Wie oft habe ich mit meinen Kameraden jeder Parteirichtung im Graben gesessen, den Kopf über jene Blätter gebeugt und gelacht mit ihnen über die gespreizte Wichtigkeit jener Helden der Stahlfeder, bis uns allmählich — es haben Monate dazu gehört, uns den Glauben an den Ernst jener papiernen Politik beizubringen — allmählich das Lachen verging und uns erst das Staunen über so unbegrenzte Möglichkeiten im vorsichtigen Vaterlande und dann die Sorge über die Wirkung solcher Worte ankam.

Es ist unmöglich, die Presse von der Partei zu trennen. Beide decken sich wie Spiegel und Gesicht, der Theorie der Druckerschwärze entspricht die Praxis des Parteistrebens.

Der Frontsoldat zog in den Krieg und wollte den Sieg; das Heer kämpfte und blutete und wollte im Friedensschluß erfahren, daß es nicht vergebens gekämpft und geblutet, daß es nicht Länder besetzt, um sie wieder zurückzugeben, Geld bezahlt, um es nie wiederzubekommen, den Feind gehaßt und geschlagen, um ihn zu lieben und schonen, Leben, Gesundheit, Zukunft und kostbare Zeit geopfert, um leer auszugehen. Von diesem frommen Wahnsinn war das Heer niemals besessen. Die Tat erzieht zur Nüchternheit und gibt den Sinn für den Kern der Dinge. Für Verzicht, Schonung und Völkerbund ist kein Mann des Heeres in den Krieg marschiert, und wäre er's, da draußen wäre ihm die Schwärmerei vergangen.

Nun las er nach dem Gefecht in seiner Zeitung vom ständigen Wunsch nach Frieden, vom Glauben an den Edelsinn der Feinde, von der menschlich-edlen Forderung, den Feind niemals zu kränken, dem reinen Wahn vom ewigen Weltfrieden. „Verrückt" nannten die Leute das mit der ehrlichen Gutmütigkeit des Deutschen. Aber die Gutmütigkeit verging ihnen mit der Zeit.

Eines Tages brachte eine Zeitung mit befriedigter Genugtuung einen Reichstagsbericht. Da hatte ein nicht unbekannter Abgeordneter es in die Welt geschrien, Siegeshoffnung sei Narrenglauben, und hatte straflos mit der Revolution zu drohen gewagt, wenn die Regierung sich nicht gewisse Forderungen seiner Partei zu eigen mache. Ich kann hier nur eines feststellen: in der ungeschminktesten Verurteilung dieses Mannes waren sich die Soldaten aller Parteien einig. Ich habe ihn von Arbeitern im grauen Rock ebenso wie von Studenten in

der Uniform „Landesverräter" nennen hören und bin mir bei der Wiedergabe dieser Tatsache also mit bestem Gewissen keiner Parteinahme bewußt. Viele von uns hat es damals nur sehr verwundert, daß jener Abgeordnete seine Äußerungen nur auf die allerdings straflose Öffentlichkeit des Reichstages beschränkte und nicht den Mannesmut zu finden wußte, der aus dem Wort die Folgerichtigkeit der Tat zieht, jenen Mut, den man an Liebknecht wenigstens bestaunen muß. Indessen sahen wir ein, daß der Hinderungsgrund wohl nur in der deutschen Regierung gelegen haben dürfte, die in höflich-selbstmörderischem Entgegenkommen zwar nicht allein Gedanken, sondern auch Reden für zollfrei und straflos erklärt hatte, immerhin aber noch die erstaunliche Tatkraft und Einsicht besaß, betätigte politische Narrheit als Verbrechen an Volk und Land zu betrachten und mit einer dafür gänzlich verständnislosen Gewalt in Form phantasieloser Kriminalbeamter und greifbar-wirklichkeitsechter Zuchthäuser zu behandeln.

Nach all dem Durcheinander von Lachen, Staunen, Wut, Grimm über derartige Vorgänge, Reden und Leitaufsätze kam der Front blitzartig die Erkenntnis der ungeheuren Gefahr, die von solchen Worten ausgehen mußte: der Verführung. Sie blieb nicht aus. Mit Mutlosigkeit und Verzweiflung begann sie, an der Front sich einzunisten. In immer zahlreicher werdenden Fällen der Fahnenflucht, in immer schneller und weiter um sich greifender Stimmungsvergiftung, im Sinken der Kampfsittlichkeit offenbarte sie sich mit derselben straflos ausgehenden Dreistigkeit, mit der sie daheim unter den zu Hause gebliebenen „Kämpfern" fürs Vaterland zuerst auftreten durfte.

Jene Männer hatten gut geplant, mit kalter Berechnung gearbeitet: schwer kämpfenden, jahrelang entbehrenden, mühsalbeladenen Männern den weichen Sessel des

Friedens zeigen, — das mußte allmählich sehnsuchtsvoll stimmen und heimliches Einverständnis erringen.

Viele sind diesem Luftbild erlegen, zumal da eine wohlgeleitete Presse die Schwäche der Regierung, diese Vorbedingung des Zusammenbruchs, durch rücksichtslose Hetze ausnutzte. Jahrelang war diese Rattenarbeit an der Front im Gange. Verfehlungen Einzelner der Gegenparteien wurden zum Brandmal einer Klasse umgedeutet. Die herrschenden, besitzenden und die gebildeten Klassen wurden andeutend als Kriegsschuldige, Kriegshetzer, Kriegsverlängerer und Bedrücker der Massen hingestellt und die Gefühle der Gasse emporgereizt, wie ein Pferd emporgereizt wird durch den glimmenden Zunder an einer zarten Körperstelle. Wie wenig Fühlung aber und geistige Gemeinsamkeit — die vielbehauptete — die Führer der Parteien auf eigne Faust mit ihren Massen hatten, wie abergläubisch ihre Behauptung vom Willen des Volkes war, das bewies das endliche Ergebnis ihrer von ihnen allein zu verantwortenden Tätigkeit: die Revolution mit ihren volksbeseligenden Erscheinungen, die in Tagen zuwege brachte, was den Feinden in Jahren nicht gelungen war. —

Wenn wir an der Front uns in allzu übertriebenem deutschen Sachlichkeitsbestreben einmal nach der Richtigkeit unsrer Empörung über jene Geschehnisse befragten, dann fanden wir die Antwort in dem untrüglichsten Wertmesser für öffentliche Handlungen während eines Krieges: im unverschleierten Urteil des Feindes. Und es war uns beschämend für unser Volkstum und bezeichnend für den Wert der Arbeit jener Blätter und Heimkrieger, wenn wir jede ihrer Äußerungen vom Beifallsgeschrei des Gegners begleitet sehen mußten. Verrat und Verräter waren dem Feinde von je erfreuliche Erscheinungen, und sie verdienen die höchsten Auszeichnungen des Gegners, die er für treue Dienste zu vergeben hat. Aber der Geg-

ner wird sich hüten, denn Auszeichnungen verleiht nur die Achtung!

Wir haben uns manchmal gefragt, welche Gründe zu solchem Handeln treiben können. Bestechung? Weltverbesserungssucht? Vaterlandsliebe? Widerspruchsgeist? Die Seelenkunde würde sich unsterblich lächerlich machen mit so plumpen Deuteleien. So kindisch darf man die Wände nicht bekritzeln.

In den tiefsten Gründen solchen Handelns lauert die unselige Sucht einer persönlichkeitsschwachen, obendrein zur Untätigkeit verurteilten Zeit, die Tat durch den Schein der Tat zu ersetzen, wie sie ihn durch Geistreichtum in gemäßigteren Tagen zu ersetzen sich krampfhaft gemüht hat. In den so gern dem Felde Ferngebliebnen regte sich angesichts der großen Taten und Namen der Schauspielerwunsch nach der Glanzrolle, der Drang, auch etwas zu sein und tun, Großmannssucht, geboren aus der Unsittlichkeit einer in diesem Kriege ja nicht seltenen, sonst kraftvoll beschimpften Selbstsucht. Größenwahn, der unwiederbringlich-gute Gelegenheiten zur Betätigung fand und, unterstützt von Schläue und einer wirklich erstaunlichen Seiltänzergewandtheit, in tollkühnen Purzelbäumen die höchsten Stellen im Reiche der Politik zu erhüpfen vermochte. Schlauere, erfolgreichere Enkel des Ephesiers Herostrat, der aus Ruhmsucht den Artemistempel seiner Vaterstadt in Brand steckte. Ehrliche Überzeugung und bestes Wollen mag hier und dort bestimmend gewesen sein, so schwer der Glaube daran angesichts vieler Ereignisse ist.

Und die Frage staatsmännischer Begabung? Der Feind sucht den Besiegten in den Friedensbedingungen nach besten Kräften zu schädigen. Ich habe noch nicht gehört, daß er der neuen Regierung die Anerkennung versagt. Im Gegenteil, — er ist sehr zufrieden mit ihr.

Kriegsberichterstatter In den Zeitungen haben wir oft die spaltenlangen Ergüsse der Kriegsberichterstatter gefunden, und unter allgemeinem Halloh und Gelächter wurden die gewissen Stellen über Stimmung und Leben an der Front vorgelesen.

Hier war alles im schönsten Lichte gesehen. Die Soldaten standen wie beim Photographen, die Schützengräben waren ein einziger Luftkurort voll Sauberkeit und Frohsinn, die Leute konnten es kaum erwarten, auf den Feind losgelassen zu werden, am liebsten gleich und ohne Artillerievorbereitung, — kurz: die Stimmung war vorbildlich. Dann erzählten die Herren mit Vorliebe von den üblen Quartieren, die zu bewohnen ihnen leider eine trübe Notwendigkeit war, kramten russisch-polnische und französisch-belgische Einwohnerscherze aus, beschrieben ihre sausenden Fahrten im weichpolstrigen Auto, taten den unvermeidlichen Offenbarungsblick durchs Scherenfernrohr, gerieten in Begeisterung, äußerten das dringende Bedürfnis mitzukämpfen, taten es nie, zeigten ihre Speisekarten vor, — mit andern Worten: sie benahmen sich so wichtig als möglich und bemühten sich auf jede Weise, an der Front höhnisches Gelächter und Zorn zu erregen. An der eigentlichen Front sind sie natürlich nie gewesen bis auf Herrn Ganghofer, der dort seinen ausgetrommelten Reklameunfall hatte.

Ein einziges Mal habe ich den Besuch von Kriegsberichterstattern an der Front erlebt. Es war wirklich die Front, aber sie war auch danach! Die Schtscharafront der Rokitnosümpfe, wo der Gegner stellenweise fünf Kilometer entfernt lag, wo die Posten hundert Meter vor der vordersten Blockhauslinie aufrecht und weithin sichtbar gemütlich spazieren schlenderten, wo alle Blockhausessen qualmten, wo die fliegenden Feldbuchhändler mit Pferd und Wagen bis zweihundert Meter hinter die vorderste Linie fuhren, weil der Weg das Weiter-

fahren verbot, und wo die Bataillonskapelle ebendort rauschende Konzerte gab und das ganze Bataillon zehn Kilometer Stellung besetzt hielt, keine Reserven hatte und in ein und einem halben Jahr nur vier in grenzenlosem Leichtsinn Verwundete verlor. Dorthin kamen die Kriegsberichterstatter in knatterndem Kraftwagen bis in eines der rückwärtigen Lager. Sie blieben etwa eine halbe Stunde. Darauf verschwanden sie schleunigst. In die vorderste Linie hatten sie sich nicht getraut, in der doch einmal sogar eine Krankenschwester mit heitrer Sorglosigkeit und kecker Flottheit, beide Hände in den Schürzentaschen, aufgetaucht war. Der Bericht der Herren war des Lobes voll: Essen ausgezeichnet, Gegend wunderschön, kriegerische Stimmung tatendurstig, Wohnungen reizvoll und eigenartig in ihren romantischen Lagen. Ach! Und das Essen war eintönig und notdürftig, die Gegend zwar schön, aber voll Sumpf, Fieber und Mücken, die Stimmung unsrer alten Landstürmer weder tatendurstig noch kriegerisch, sondern friedensdurstig und friedlich, und jedes zweite Blockhaus ein Backhaus im Sommer, ein Eispalast im Winter und im übrigen ein Paradies für Ungeziefer und eng wie eine volle Zigarrenschachtel.

Und die Heimat malte sich rührende Frontbilder aus, fühlte sich behaglich dabei und beneidete wohl gar den „braven, grauen Jungen" um sein gemütlich-sorgenloses Frontmärchen, dem bloß noch die Familie fehlte. Allmählich ist die Heimat von den Angehörigen aufgeklärt worden, aber es gab doch noch nach Jahren harmlose Geister, die derartige Dummdreistigkeiten für bare Münze nahmen und statt nach Heringsdorf zu gehen zu gern mal in die Gegend von Baranowitschi oder Laon gefahren wären. —

Arm in Arm mit den Kriegsberichterstattern fordern die Verfasser gewisser Kriegsromane und Eigenerlebnisse während des Krieges die große Zeit in die engen Schran-

ken ihrer Machwerke. Wundervolle Sachen findet man in der Ullsteinschen Sammlung, das Stück zu einer Mark. „Aus einer deutschen Festung im Kriege“ von H. Tovote, „Kriegsfahrten eines Johanniters“ von F. v. Zobeltitz und die vier Bände von Ganghofer „Reise zur deutschen Front“, „Die stählerne Mauer“, „Die Front im Osten“ und „Der russische Niederbruch“ — das sind so die Glanzstücke des literarisch anspruchsvollen Berichterstattertums derer, die durchs Scherenfernrohr geäugt haben, Bleistift und Merkbuch in Händen, Zuschauermut und -Begeisterung im Herzen. Und mit diesen Büchern ist viel Geld verdient worden!

Die Front hat über die Helden der stählernen Feder anfangs gelächelt und gelacht. Schon die Vorstellung eines Zivilisten an der Front wirkt wie ein Witz. Verbitternd gewirkt haben sie erst später.

Und dann hat mir noch eine Frage Kopfzerbrechen gemacht: wie kann ein Mann es über sich und seinen Ruf bringen, derartig alltägliche Erlebnisse nur um der Erlebnisse willen drucken zu lassen, wie will er die vielen, vielen Markstücke verantworten, die tausend arme Ahnungslose dafür bezahlt, die vielen, vielen Stunden, die sie darüber in zweckloſem Staunen vertan haben? Ich weiß es nicht! Schon das Gefühl, der Gedanke an Kritik sollte ihm die Feder bei solchen Berichten aus der Hand reißen. Schließlich habe ich mit andern mich mit dem schriftstellerischen Beruf des Verfassers getröstet, und zuweilen haben wir nicht umhin gekonnt, in der Auswahl der Gründe zwischen Eitelkeit, Geschäftsinteressen und völliger Harmlosigkeit zu schwanken, wobei wir uns für die Harmlosigkeit zu entscheiden pflegten als für eine Eigenschaft, die das Lesen z. B. der vier Ganghoferschen öden Papieranhäufungen überhaupt erst ermöglicht. Man kann sie nur lächelnd lesen, — mit dem Gefühl des Widerwillens wären sie ungenießbar.

Eine Sondergattung von Kriegsbüchern will ich hier nicht übergehen. Es sind jene, in denen sich der Verfasser durchaus und mit heißem Bemühen bis aufs Blut quält, den Krieg als künstlerisches Eigenerlebnis zu formen. Ist es an sich schon ein seltsamer und unerfreulicher Anblick, dieses furchtbarste aller Ungeheuer auf dem ästhetischen Seil tanzen sehen zu müssen, so verliert solch Beginnen das Lächerliche ganz und wirkt nur noch empörend, wenn man gewahren muß, daß die Veranstalter solcher Vorführungen den Krieg nur als Zivilist kennen gelernt haben und ihm mit militärischer Erlaubnis erlebnislüstern nachgereist sind, — versteht sich: immer in achtungsvollster Entfernung.

Ich kann mir's nicht versagen, eines dieser Erzeugnisse herauszufassen und einige kleine Beispiele dieser geistigen Schauspielerei von den Bühnenstelzen herunterzuholen. Ich habe nicht lange suchen müssen; ein Griff hinein ins leere Maskenleben genügte vollkommen. — Auf der Fahrt zur Front erstand ich in Brüssel Otto Flakes gefeiertes „Logbuch", — eine kleine, törichte Vergeudung, wie man sie sich im Gedanken an das, was kommen kann, ruhig einmal leistet. Da ich grade in Brüssel war, las ich den Abschnitt „in Brüssel" zuerst und erwartete nach dem allgemeinen Geschrei einen schlemmerhaften Genuß oder eine Offenbarung, zum mindesten aber etwas, dem man das Beiwort „gut" nicht versagen könnte.

Und dann las ich unter der echt belgisch-französischen Überschrift „Okkupation" folgendes:

„Es ist schrecklich, den Krieg zu wünschen, um ihn gekannt zu haben."

Schrecklich? Bloß schrecklich? Warum so zaghaft, wo doch sonst der Superlativ das „Logbuch" beherrscht! „Verbrecherisch" oder „sinnlos" wäre eindringlicher und nebenbei auch noch treffender, falls man nicht „posenhaft" vorziehen würde und sich dabei mit der Harmlosigkeit,

die der Gebärde nun einmal eigentümlich ist, beruhigte. — Der Verfasser fährt fort:

„Und doch, ich hätte mich nie vollenden können, wenn ich durch Hörensagen und Lesen allein von ihm gewußt hätte."

Im Augenblick der Abfassung des „Logbuchs" hatte sich der Verfasser also bereits „vollendet".

Vollendet? Worin? Ein so vollendetes Selbstbewußtsein allerdings, den Krieg als ein eigens zu meiner persönlichen Vollendung brauchbares Geschehnis zu betrachten, — wirklich, das ist vollendet. In der Kulturzeit der Gefühlsmittelbarkeiten ist solch Bekenntnis anderseits von einer erfrischend naturvölkischen Ursprünglichkeit. „— wenn ich durch Hörensagen und Lesen allein von ihm gewußt hätte." Ich stehe vor einem Rätsel. Alle Versuche einer Lösung scheitern. Aus dem „Logbuch" geht hervor, daß der Verfasser nicht Soldat ist, geschweige denn die Front gesehen hat. Bei allem Wohlwollen, bei aller Bemühung der wildesten Phantasie kann ich mir nicht vorstellen, wie er denn anders vom Kriege wissen kann als eben nur durch Hörensagen und Lesen.

Die Erklärung dieser Dunkelheit kann ich mir vorstellen: es sei Beschränktheit stofflicher Naturen, im Kampf allein den Krieg zu sehen; höher gearteten, feiner abgeschliffenen Köpfen genüge schon das freie Leben der Etappe und das gruselige Bewußtsein, an einer Stelle zu stehen, über die mit einwandfreier Gewißheit früher einmal Kugeln geflogen seien. Dann aber ist es mir unerfindlich, warum sich der Verfasser nicht nach Leipzig oder Preußisch-Eylau begeben hat. Dort allerdings läßt es sich nicht so gut, amüsant und spannend leben.

Auf einer andern Seite finde ich einige Zeilen, deren Inhalt so etwas wie eine höchst erschreckliche Vision des Krieges gibt, auf deutsch: ein Wahnbild:

„Man müßte dort an der Front liegen, von eintausend brüllenden Stahlkanonen beschossen, von drei Divisionen mit blutunterlaufenen Augen berannt. Man müßte mit einer Mine auffliegen und gen Himmel fahren, in einem Rauch, der ungeheuer wie die Wolken eines Vesuvausbruches ist; man müßte mit hundert Kadavern, die eben noch Kameraden waren, zu einem Schutzwall vor den eigenen Gräben aufgeschichtet werden und vier Tage mit ihnen verwesen, und dann müßte man in die Städte der Menschen zurückkehren, einer, der in der Hölle gewesen ist und dessen Augen vom Fürchterlichen wach geküßt worden sind. Dann laßt uns sprechen und sagen, was vom Menschen und dem Sein des Lebens zu sagen ist."

Der Zivilist, der diese Zeilen liest, wird blaß vor Entsetzen und beruhigt sich erst, wenn er merkt, daß dies nur vorgetäuschter Wunsch nach dem unmöglichen Erleben eines schaubudenhaften Krieges ist. Selbst der wilde Gott des Krieges erstarrt vor diesem Gemälde. Grauen und Neid bannt ihm die Seele. Das kann er nicht, denn er heißt Mars und nicht Antoine Wiertz, von dessen furchtbaren Bildern sich Herr Flake bei seinem kriegerischen Aufenthalt in Brüssel gewiß hat anregen lassen. — Wozu so fürchterliche Übertreibungen? Soll es mit Gewalt geschafft werden? Grabbe tobte so auf der Bühne umher, und schon vorher sprach Lessing von der Maus, die sich den Frosch ans Bein bindet und mit ihm umherspringt. Hingeklexte Sätze geben kein Kunstwerk und hingesetzte Kleye kein Bild. — Wenn der Verfasser übrigens wirklich den glühenden Wunsch nach solchem Erleben gehabt hätte, dann hätte er sich ruhig zur Front melden sollen. Man hätte ihn genommen! Mit Wonne! Und er wäre von so bedrückenden Vorstellungen verschont geblieben! —

Bei diesen kriegerischen Handlungen unsrer Heimat-

krieger fällt mir immer eine geistreiche, kleine Geschichte aus dem Altertum ein: Als Philipp von Mazedonien gegen Korinth zog, rückte ihm ein Teil der Korinther bewaffnet entgegen. Die andern blieben ruhig zu Hause. Plötzlich aber hub unter ihnen eine wilde Tätigkeit an. Einer reinigte seine rostigen Waffen, ein andrer setzte Steine auf die Stadtmauer, ein dritter prüfte besorgt die Riegel der Stadttore. Diogenes sah dem Treiben eine Zeitlang nachdenklich zu, — dann aber fing er an, die Tonne, in der er wohnte, eifrig durch die Straßen zu rollen.

„Was machst du da, Diogenes?" fragte ein Bekannter.

„Ich bewege mein Faß auch", war die Antwort . . .

Die Schriftsteller unter den Heimkriegern werden sagen: „Wir sind ja gar nicht Diogenes, und wir wälzen doch keine Fässer." Ich weiß: keiner von ihnen ist ein Diogenes, und sie wälzen auch keine Fässer. Das gestehe ich gern ein.*)

Glied greift in Glied: eine jammervollere Versliteratur als die Kriegsgedichte von 1914—1918 ist schwer denkbar. Davon kann man sich mit einem Blick in Zeitungen und Zeitschriften überzeugen. Die Reimerei schien Pflicht eines vaterlandliebenden Bürgers zu sein. Eine Hochflut von Wasser plätscherte mit eintönigen Reimen und barg statt Perlen nur Sand in ihren Untiefen. Gefühle allgemeinster Natur, herkömmlicher Haß, Hurragebärden und die bekannte Kulissenschieberei flatternder Fahnen, flügelspreizender Adler, blinkender Seitengewehre boten sich in jeder Zeile an. Eine Art

*) Die spätere Lektüre des Flakeschen Romans „Schritt für Schritt", die ebenso sichere wie strichzarte Seelenzeichnung, die überzeugende Schärfe der Darstellung in diesem Roman zwingt mich zu der Erklärung, das über „das Logbuch" gefällte Urteil nur auf „das Logbuch" zu beschränken und aus ihm keine verallgemeinernden Schlüsse abzuleiten.

Kampfersatz, außergewöhnlich billig und schlecht, der bei den Unkundigen und Arglosen im Lande zu einer gänzlich falschen Auffassung des Frontlebens geführt und aus Opfersinn und Heldentod eine hohle Alltäglichkeit und eine unwahre Fratze gemacht hat.

Ähnliche Verwirrungen haben gewisse Kriegsbilder gestiftet, die hier und dort unausrottbar in den Zeitschriften spuken. Da wird der Schützengraben als Idyll mit Kaffee und Granaten dargestellt und dem Beschauer eine Ansicht beigebracht, als ginge der Frontsoldat in reinlich gefegten, plankengedielten Gräben spazieren, lachte sich halbtot über zufällig irgendwo einmal zierlich platzende Granaten, tränke seinen Kaffee aus blechernem Becher — mein Gott, der Arme —, schösse, wenn ihn die Lust mal sticht, rasch einen bösen Franzosen tot und verspürte im übrigen trotz des trauten Kameradenkreises manchmal eine kleine Langeweile, untermischt mit Heimweh. Das Ärgste aber ist ihm eine Liebesgabenzigarre mit dem ulkigen Witz „Marke Handgranate, — anzünden und wegwerfen". — Der Frontsoldat kannte diese verhexende Wirkung von Berichten, Romanen, Bildern und Witzen sehr wohl.

„Die zu Hause glauben den Blödsinn nu", sagte er kopfschüttelnd, „und hier ist es doch anders als in den Bildern und Aufsätzen."

Ich kann hier einige Bemerkungen über ein geflügeltes Wort nicht zurückhalten, das als Sinnspruch und Kehrreim all dieser Hervorbringungen gelten kann: Der brave Feldgraue. Die Front hat dieses Wort von je gehaßt. Der brave Feldgraue! Das riecht nach dem braven Jungen, der hingeht und den unartigen Lümmel verhaut, der seiner Mama gemeinerweise die Fenster eingeschmissen hat. Der brave Feldgraue, unsere grauen Jungen! Wozu dergleichen läppische Namen! Der Frontsoldat ist weder brav, noch ein Junge, — er ist ein reifer Mann, und mag er, wenn er zwanzig Jahre alt ist, zehnmal dem Heim-

krieger als Junge erscheinen. Wer vorm Tode gestanden, wer Verwundete schreien gehört hat, Tote begraben und selbst sein Blut vergossen hat, der ist kein braver Junge, der ist ein Mann geworden und verbittet sich mit Recht derartig kindische Bezeichnungen seiner selbst und seiner Kameraden. Er tut das nicht aus gekränkter Eitelkeit oder aus übertriebenem Unterscheidungsgefühl, sondern aus dem Bewußtsein des eignen Werts.

Man unterschätze die Nachwirkungen der erwähnten Kriegsbeiträge aller Art nicht! Es sind zwar unleugbar nur bedeutungslose Fußnoten und Randbemerkungen ähnlich denen, die man zuweilen in den Bänden der Leihbüchereien findet, aber der Soldat hat aus ihnen denselben Schluß gezogen, den der Leser aus den bemerkungsverzierten Romanen zieht: dies hat die bare Verständnislosigkeit geschrieben. Grund genug, um Ärger zu erregen, Ärger und Unwillen, die noch vergrößert wurden, als im parteipolitischen Leben der Heimat ein weit weniger bedeutungsloses Seitenstück dazu sich bemerkbar machte, das überdies die Herrschaft für das Wort und nicht für die Tat beanspruchte und an die Stelle der scharfen Unerbittlichkeit des Schwertes die gespaltene Nachgiebigkeit der Feder zu setzen sich mühte.

Verderbtheit ≈ Ein Wort, das zu Beginn des Krieges aus allen Zeitungen und Flugschriften rief, in allen Gesprächen auftauchte, war das von der „sittlichen Erhebung, die durch das deutsche Volk gehe". Hochgefühle sind keine Hochebnen. Man kann nicht lange in dünner Luft gehen, ohne Atembeschwerden und Schwindelanfälle zu erleiden. Hochgefühle sind Berge. Ihr Kennzeichen ist die ansteigende, aber auch die absteigende Linie. Jäh, steilauf schwang sich die sittliche Erhebung des deutschen Volkes. Dann kam der Abstieg und wurde zum Absturz.

Alle Volksarbeit war in den Dienst eines zahlungsfähigen Staates gestellt, und alle Arbeit war Arbeit an Kriegsmitteln vom Brot bis hinauf zum Schlachtschiff. Die Fabriken waren mit Aufträgen überhäuft, der Staat war auf sie angewiesen. Die Mittel der Lebensführung wurden knapper, und die Preise stiegen wie Raketen. Der Arbeit taten sich endlose Felder der Verdienstmöglichkeiten auf. Die immer größer werdende Knappheit aller Lebensmittel und Rohstoffe schürte die Selbstsucht derer, die sich als Zivilisten daheim oder in einflußreichen Stellungen der Etappe frei betätigen konnten. Die sittliche Erhebung des Volkes fiel und senkte sich zu den Sumpfniederungen der Gewinnsucht. Nicht Opfersinn, Vaterlandsliebe, Gemeinschaftsgefühl loderte in den Essen, flammte in den Hochöfen, klirrte auf dem Amboß, — Geldgier, Geschäftsgeist setzte alle Räder in Bewegung und verdunkelte mit rußigem Qualm aus den Riesenschloten der Fabriken den klaren Himmel und die Sonne einer allgemeinen selbstlosen Sittlichkeit. Der Staat als einziger Käufer verfiel der Schuld, sich übervorteilen zu lassen und der beginnenden Verderbtheit Geld in den Rachen zu werfen, indem er Riesenpreise bezahlte. Riesenlöhne entstanden daraus, und die Entsittlichung griff aus den Geschäftsstuben in die Fabrikhallen über und fraß sich in die Arbeiterschaft hinein.

Die Straßen, die Gast- und Kaffeehäuser, die Weinstuben begannen sich mit einer seltsamen Menge zu füllen. Der Lärm und die Rücksichtslosigkeit der Gasse flegelte sich auf Sesseln um Marmortische. Versteckte Menschlichkeiten krochen ins Tageslicht, richteten sich auf und fingen an, unbekümmert die Straßen hinabzuschlendern. Heimliches Seufzen nach den üppigen Zeiten des Friedens wurde zu dreister Vergnügungssucht, die öffentlich umhertänzelte und so geschmacklos vor Gier war, sich mit Ersatz, Ersatz und nochmals Ersatz in einen üblen Rausch zu versetzen. Freches Prunken mit gierig erraffter Reich-

tum prahlte überall; lebhaft aufgedonnerte Frauen brachen öffentlich in lautes Gelächter aus; übersatte Emporkömmlinge bohrten im Speisesaal Zahnstocher ins Gebiß und lobten das Mittagessen durch gerührtes Rülpsen; junge Männer von plumper, aber teurer Eleganz drangen mit Dirnen in Weinstuben und soffen zum Kaviar Sekt. Kapitalismus ward Mammonismus, Bauch ward Götze.

Der Fronturlauber, der mit der harten Sittlichkeit der Front durch diesen frechen Taumel ging, kam sich vor wie in einem fremden Lande zu einer Zeit des Verfalls, verstand die Zeit nicht mehr und schüttelte sich vor Ekel und Wut. Er fragte, — er schrie nach der Regierung, die dieses empörende Treiben duldete, und er bekam keine Antwort. Seine Augen sahen das seltsame Schauspiel eines zwiespältigen Volkes, das an der Front selbstlos für sein Dasein das Leben einsetzte und zugleich im sicheren Lande der Heimat, gedankenlos vor Selbstsucht, jede Sekunde des Lebens zu genießen gierte.

Gesetzesübertretungen machten sich schamlos auf offenem Markt breit: Überschreitung der Höchstpreise bis zum Wucher, Hintertreibung der Lebensmittelabgabe, Aufhäufung der Lebensmittel in Kisten und Kellern einzelner hier und Kargheit, Not, Hunger und heimlicher Haß dort. Verbotenes schien erlaubt, von der Klugheit geboten. Gewandte Vorsicht und aalglatte Haut fand klingende Belohnung. Ich habe in Deutschland ein Wort gehört, das mir die Röte über mein eignes Land ins Gesicht jagte:

„Heute gibt es in Deutschland nur zwei Arten von Menschen: Verbrecher und Wahnsinnige. Wahnsinnig sind die, die dem Kartengesetz der Ernährung folgen, denn sie müssen zugrunde gehen. Verbrecher sind alle Vernünftigen, die dieses Gesetz übertreten und jeden Preis bezahlen, denn sonst können sie nicht leben. Gott sei Dank sind die Verbrecher in der Mehrheit."

Das Furchtbarste war nicht das Verbrechen, es war

der Zwang zum Verbrechen und die durch Gewohnheit zur Selbstverständlichkeit gewordene Alltäglichkeit dessen, das einst Seltenheit und Entwürdigung war. Und wer zwang zum Verbrechen? Die Regierung, die ein mörderisches Kartengesetz gab und doch die Übertretung des Höchstpreisegesetzes nicht strafte. Die Verderbtheit griff ins Volk und packte sich Scharen von Opfern. Das Gewissen schlief ein.

Die Fronturlauber nahmen das Entsetzen vor solchen Zuständen mit in die Stellungen. Die Leute in den Schützengräben gerieten außer sich vor Zorn.

„Für solche Kerle setzen wir nun unser Leben ein. Vater ist im Kriege für sechs bis sieben Mark in zehn Tagen und läßt sich dafür totschießen, und der Sohn lebt herrlich und in Freuden für fünfzehn Mark am Tage."

Wie oft sind solche Worte gegrollt worden, — wie oft! Allmählich machte man die Regierung für dieses Treiben verantwortlich, und die Erbitterung wandte sich nach dieser Seite. Die ungeheuren Kriegsgewinne waren nur durch den vom Reich geführten Krieg möglich geworden, und das Reich hatte es in der Hand, Massenansammlungen des Geldes in einer Hand zu verhindern, indem es die Aufträge verteilte oder die Preise drückte. So urteilen die Leute. Für die Gewaltherrschaft der Blockade, auch über den Staat fehlte das Verständnis.

„Wozu stehen wir hier und bluten?" fragten die Leute oft, oft mit einem beispiellosen Ingrimm. „Bloß damit die Bande zu Hause sich vollfressen, sich amüsieren und das Geld scheffelweise einhamstern kann. Wir bluten nur für das Kapital, und das Kapital mit seiner Macht verlängert nur den Krieg, weil es seinen Vorteil dabei hat. Reklamiert sind diese Hunde natürlich stets!"

Jeder Einwand wurde verlacht oder bemitleidet. Man selbst war ja mit einem leicht begreiflichen Grimm über die Ungerechtigkeit der Lastenverteilung erbittert.

Diese Hinneigung zur Sozialdemokratie war kein aus ruhiger Überlegung entstandener, bewußter Vorgang, sondern eine ganz gefühlsmäßige Rückwirkung äußerer Zustände, ein wilder Ausbruch des sprengendsten aller Gefühle: Erbitterung, hervorgegangen aus dem unausrottbaren Glauben, übervorteilt zu sein. Die Leute kamen sich als „die Dummen" vor, die kein Geld verdienen können, ihren Beruf verloren haben, ihre Familien hilflos hungern lassen und obendrein noch ihr Leben opfern müssen in einem aussichtslosen Kriege, damit die Zivilisten daheim sich bereichern und sie auslachen können.

Woher kam diese Pest? Aus der Heimat! Wer trägt die Schuld? Die Regierung! Und der tiefe sittliche Zug? Ein trauervoller Hohn blickt aus den Worten, die ich im Sommer 1918 von einem verwundeten Offizier im bunten Trubel und lachenden Lärm eines nordwestdeutschen Kurorts hörte:

„Wissen Sie noch: das Geschrei von dem tiefen sittlichen Zug, der durch das deutsche Volk geht? Ja — der ist durchgegangen, durch und durch und auf der andern Seite ins Bodenlose gefallen."

Alldeutsche 1914 war Alldeutschtum eine Selbstverständlichkeit und eine alldeutsche Gesinnung, 1917 war sie schon ein politischer Fehler und eine Torheit und 1918 war es eine Hirnverbranntheit. Alldeutschtum bedarf der Staatsunterstützung, sonst ist es Schwarmgeisterei machtloser Einzelmenschen. Dazu war das Alldeutschtum verurteilt. Gefährlich, d. h. stimmungsverderbend, einheitspaltend wurde es durch den Zusammenschluß vieler einzelner klingender, titelhoher Namen mit der ausgesprochenen Absicht politischer Beeinflussung. Dieser Bund bestand auch dann noch, als die Regierung und die politischen und kriegerischen Verhältnisse eine deutliche Absage gegeben hatten. Daher wurde in der großen, kritiklosen

Masse, die schon verhetzt war, der Eindruck erweckt, die Regierung predige öffentlich das Wasser des Verzichts und trinke heimlich den Wein der Eroberung. Die Gefahr einer in ihrer Ohnmacht ins Verderben führenden Zwiespältigkeit der Politik schien den meisten gegenständlich und beseitigungswert. Die vorsichtige Weisheit des Verneinenden galt: zu große Bescheidenheit ist immer sicherer als zu große Kühnheit. Der Grundsatz „den Feind nicht kränken" verdrängte den alldeutschen Gedanken. Beide Gegenspitzen, Alldeutschtum und Scheidemanntum, verfielen dem Moderstaub der Theorie. Das Alldeutschtum hingegen war das lebend Geborene, der Scheidemannsche Gedanke kam scheinlebendig, eine verführerische Puppe, zur Welt. Die Verwirklichung des Scheidemanntums hat bewiesen, daß sich auch Theorien ins Leben übertragen lassen. Mit welchem Erfolg, hat das Deutschland der Revolution bewiesen.

Es war eine Torheit von den Alldeutschen, trotz der offensichtlichen Unmöglichkeit der Verwirklichung ihrer Ziele dennoch in Verbänden und Bünden darauf hinzuwirken. Wer vaterländisch empfindet, wird das aber verstehen können. Der Erfolg dieses Treibens war unbeabsichtigt: es hieß, die Regierung plane anscheinend das Unmögliche, man sei nur dazu da, um als Opfertier für einen unsinnig gewordenen Gedanken sein Leben zu lassen, und ein stummer Widerstand gegen die Regierung machte sich vielfach geltend. 1917 hatten Soldaten mit solcher Kritik so unrecht nicht.

Miesmacherei ≈ Miesmacherei ist Nervenschwäche. Miesmacherei ist keine durch Gründe belegbare Überzeugung. Starke Nerven gewinnen die Kriege, schwache Nerven verlieren sie. Nervenschwäche aber ist eine seelische Krankheit. Gesundheit ist nicht ansteckend, das sind nur Krankheiten. Nervenschwäche, Miesmacherei

aber ist eine Krankheit, die ansteckend ist und verheerender wirkt als Seuchen, deren Keime der Luft und des Wassers bedürfen. Seelische Krankheiten durchrasen die Länder auf Keimen, die sich in einer Sekunde vermilliardenfachen: das schlechte Beispiel der Tat und des gesprochenen, geschriebenen und gedruckten Wortes. Eine gesunde Zeitung kann wirkungslos bleiben, eine kranke Zeitung ist immer eine Seelenpest. Davon hat die deutsche Heimat im Weltkriege ein trauriges Zeugnis abgelegt. An der Front wirkte die Kraft und Gesundheit des Tatenlebens dieser Krankheit erfolgreich entgegen, obwohl sie auch dort genügend Schaden angerichtet hat. Von der Presse habe ich hier schon geredet.

Wie ein Netz, in dem sich Mut, Vertrauen und Opfersinn einzelner langsam zu Tode zappelte, wirkten neben der Presse die Briefe der Angehörigen. Da brachten es Frauen, Brüder und Eltern fertig, dem Mann an der Front, statt ihm Mut zu machen und ihr Elend stillschweigend im Leide des Volkes zu tragen, den Mut zu nehmen durch Jammerbriefe über Höchstpreise, Unterschlagungen, Hunger, Ungerechtigkeiten, Stoffnot und Winterkälte. Wozu? Die klare Einsicht der Unabänderlichkeit allein hätte ihnen die Feder zerbrechen sollen, wenn es nicht die Liebe zu tun vermochte. Den Gedanken an das Vaterland und das allgemeine Wohl wagte man diesen toten Seelen nicht vorzudenken, weil sie ihn doch nicht verstehen würden, aber hier hätte schon persönliche Rücksichtnahme genügen sollen, um miesmacherische Briefe ungeschrieben bleiben zu lassen.

Der Erfolg solcher Briefe war der, daß der Mann im Graben hockte und in seiner Hilflosigkeit kopfschüttelnd vor sich hinstarrte und sich mit selbstquälerisch-bohrenden Gedanken in einen Zustand ungerechter Erbitterung hineinarbeitete, deren Schwall, aus hundert Quellen gespeist, endlich, endlich das Vaterland ins Unglück riß.

Forderungen der See

Heimats- und Freiheitssehnsucht — Neben der lauten, gebieterisch fordernden Stimme des Lebenswillens drangen andre Stimmen schmeichelnd und bittend an das auflauschende Ohr des Frontsoldaten, zupften unsichtbare Hände schüchtern und zärtlich an seinem wetterverblichenen Rock. Das waren die Kinderhände der Erinnerung, die innige Stimme der Heimat, die lockenden Töne der Freiheit und Selbstbestimmung. Vier Jahre lang die Angehörigen nur auf raschem, sprungbereiten Urlaub zu sehen, die Ähren der Heimatfelder nur flüchtig durch die Hände streifen zu lassen, nach eignem Wunsch und Willen nur einmal im Jahr über sich selbst verfügen zu dürfen, — das ist etwas Ungeheuerliches, das dem Friedensbürger als alberner Wahnsinn erscheint.

Die Stimme der Natur läßt sich nicht ersticken, sie läßt sich nur übertäuben. Keine Unterdrückung unterdrückt für immer. Nein, — unter dem Druck erst hebt sich und schwillt die Welle. Aus dem Herzen kann kein Befehl die Duftgestalten der Sehnsucht jagen; keine Vorgesetztenhand vermag die Luftbilder der Erinnerung vor den Augen der träumenden Phantasie zu verlöschen. Erinnerungen und Träume haben in ihrer Körperlosigkeit eine ungeheure, zwingende Gewalt. Tote sind stärker als Lebendige.

Das war stets der schwerste und aussichtsloseste Kampf, der Kampf gegen Gefühle, gegen die schlechte Stimmung. Die Franzosen und Engländer konnte man töten und be-

siegen, aber Wünsche, Träume, Gefühle zerflossen unter den behutsamsten Fingern in nichts und schwebten eine Handbreite daneben in ihrer ganzen Macht, Farbenfülle und Unfaßbarkeit. — Gefühle lassen sich nicht belehren.

Die Heimat mit allem, was sie in sich schließt, hat immer eine große, heimliche Gewalt über das mutige, unerschütterliche Herz der Front gehabt. Seine Kampfsittlichkeit hat sie nie zu zwingen vermocht, das wäre nur unedleren Mächten in ihr um ein Haar gelungen. Vor dem Kampfgeist der Front haben die leisen Stimmen geschwiegen und haben sich die scheuen Hände gesenkt. Mit zusammengebissenen Zähnen und grimmigem Herzen ging der Frontsoldat ins Gefecht.

Lebenswille Es ist völlig unmöglich, daß ein Millionenheer jahrelang täglich freudig todesbereit ist. Der einzelne kann es vielleicht sein, die Masse niemals. Es ist dasselbe wie mit der Begeisterung und allen Hochgefühlen, die den ganzen Menschen aufwühlen: sie können nur kurze Zeit bestehen, und sie gleichen den Feuersteinen des Himmels, die in Reibung und Glut sich selbst verzehren. Schon aus diesem Grunde ist schnellste Beendigung jedes Krieges, rücksichtslosester Krafteinsatz Pflicht des kriegführenden Staates.

Das Frontheer, dessen einzelne Angehörige oft wochenlang ununterbrochen im Kampfbereich waren, verlangte endlich nach Lebenssicherheit, nach Frieden, zum mindesten aber nach längerer Ruhe. Der Wille zum Leben machte den Soldaten zuweilen niedergeschlagen, wenn er an die gar nicht absehbare Dauer des Krieges dachte. Dann erschien ihm der Krieg als Mord ohne Sinn und Verstand, und er glaubte den Einflüsterungen seiner Parteizeitung und sah im Befehl nur Minderheitsgewaltherrschaft, im Gehorsam nur Knechtschaft und im General einen Blut-

hund. Der Vaterlandsgedanke erschwachte und zerfloß zum Brei der „Internationale", und die Selbstsucht erwuchs im Lebenswillen und suchte ihr Geschäft in der Fahnenflucht zu machen.

„Bloß heil nach Hause will ich kommen, alles andre ist mir gleich. Und wenn ich Franzose oder Chinese werden muß, — Frieden will ich haben."

Das hörte man nicht selten, namentlich aus den Reihen des blutjungen, frontfremden, pressverhetzten Ersatzes. Die Parteihetze hat viel Schuld an solcher Gesinnung gehabt, und doch klang daraus auch Aufschrei der Nerven wie das Gellen der Spanndrähte im rasenden Schwenkungsbogen des Flugzeugs. Aufgestachelter Lebenswille war es, der manchen zum Verbrecher machte, zum Drückeberger und Fahnenflüchtigen, der ihn hineinjagte in den finsteren Trotz des Gegensatzes eines einzelnen zur Gemeinschaft. Lebenswille als Sieger über Pflichtgefühl und Nerven! Es ist in jedem Fall zu verurteilen und zu strafen, aber zu verstehen ist es auch.

Haß und Sanftmut Nach dem Gefecht! Der Angriff ist abgeschlagen worden, nachdem der Franzose in der ersten Wucht des Ansturms in unsre Stellung eingedrungen war. Jetzt sitzt er drüben in seinen alten Trichtern und Grabenstücken, und wir hocken wieder in den unsrigen, die zerschossen, niedergetreten und zerwühlt sind, inmitten von Toten und Verwundeten, Franzosen und Deutsche durcheinander.

Einer der Soldaten läßt seine Blicke über die Verwüstung und Öde gleiten. Dann sagt er zu seinem Kameraden: „Nun sieh dir das hier an! Begreifst du, daß es dann noch Leute in der Heimat geben kann, die davon reden können, man solle den Feind vorsichtig und behutsam anfassen, man darf ihn im Friedensschluß nicht

UNIV. OF CALIFORNIA

kränken und verletzen durch harte Bedingungen? Begreifst du's? Ich nicht!"

„Nee, — ich auch nicht", sagt der andere. „Aber glaubst du, daß uns der Franzose oder Amerikaner oder Engländer schonen wird, wenn er siegt? Glaubst du's, daß Wilson es ernst meint mit seiner Gerechtigkeit und Menschlichkeit? Was! Ich meine, wir wissen, was Krieg ist. Wir kennen den Rummel, — wir kennen die Brüder. Das riecht man ja! Wie! Opfern die Kerls ihre Leute, lassen sie ihre Länder vom Krieg verwüsten, bezahlen sie jeden Tag für den Krieg Millionen und Millionen, hetzen sie die ganze Welt gegen uns auf, bloß um nach dem Siege zu verzichten?! Nur 'n Idiot glaubt das! Nur 'n Idiot!"

„Ich habe mir schon immer überlegt", fährt der erste fort, „ob das Gerede von Menschlichkeit und Gerechtigkeit nicht auch so ein Kriegsmittel ist wie jedes andre auch. Wie die Bande gelogen hat, das wissen wir ja. Hauptsache: wir fallen auch auf diesen neusten Schwindel rein. Und das tun sie — die zu Hause, die hinterm Ofen Krieg führen, die nicht an der Spitze von ner Kompagnie stehen, sondern von ner — Partei! Laß sie sich doch gefälligst mal an Ort und Stelle scheren und sich den Krieg ansehen, die Wahrheit kennen lernen. Davor haben die Herren natürlich alle Angst. Das machen sie alles so aus Briefen, Besprechungen, Büchern und aus sich selbst! Das ist nicht so lebensgefährlich. O diese —!"

Mit einem undruckbaren Ausdruck schließt er. Die Verwundeten ächzen und betteln um Wasser, um Verband, um Schlaf. Der Regen rieselt und rinnt, und das zerschlagene, zerwühlte Feld löst sich in Brei, Schlamm und Wasserlachen auf. Von rechts poltert es dumpf herüber. Dort greift der Franzose an. Und ehe zwölf Stunden vergangen sind, geht es auch hier wieder los. — Nur

sanft und behutsam darf man den Gegner anfassen! Der Franzose ist darin ein glänzender Lehrmeister!

Solche Gespräche wie dieses sind keine Seltenheit an der Front gewesen. Ich habe sie oft, sehr oft gehört, und die Soldaten haben bewiesen, daß sie über die Voraussetzungen zum Politiker, über völkerseelisches Verständnis und Wirklichkeitssinn, verfügten. Praxis und Theorie, Wirklichkeit und Luftbild, Blut und Staub! — Haß hat uns gefehlt, Haß, glühender Haß! Das Erdrückende an all dem war immer wieder das Bewußtsein der Ohnmacht und daraus entspringend die bohrende, fressende Wut, im Dreck und Artilleriefeuer mit der Erkenntnis der Tatsachen liegen zu müssen, während jene Heimkrieger und Ahnungslosen gemütlich am Familientisch und Ofen sitzend das Wort haben, die Macht bekommen und sich selbst noch groß und wichtig erscheinen durften. Uns ist es immer unerfindlich gewesen, warum jene für ihr Vaterland auf ihre Weise so sehr Besorgten nicht selbst zur Waffe gegriffen haben, warum immer sie grade auf sich selbst als die geeigneten Männer zur Reichsleitung hingewiesen haben. Sollte etwa —?

In den Herbstmonaten 1918 ist mir ein gelindes Verständnis für den Trieb zur Fahnenflucht aufgegangen. Nicht mir allein, — o nicht mir allein!

Mensch und Krieg

Mensch und Krieg — Der den Krieg voraussetzungslos Betrachtende gelangt mit Recht zu einer Verdammung des Krieges als einer Sinnlosigkeit und einer ausrottenswerten Geißel der Menschheit. Wer nicht mit Unvollkommenheiten der Welt, mit Unvermeidbarkeiten und Tatsachen rechnet, wer sich über Dinge wie Staat und Politik hinwegsetzt, andrerseits die Massen eines Volkes für ein tiefster Einsicht zugängliches Vielwesen und die Tugend mit Sokrates für erlernbar hält, der mag vor sich selber sich gerechtfertigt glauben, wenn er alle Hebel in Bewegung setzt, um künftige Kriege unmögliche zu machen. Aber solange die Menschen Menschen sind und der gesunde Menschenverstand maßgebend ist, genau so lange wird der Voraussetzungslose mit solchem Streben nur neue, vermeidbare Kriege entfesseln, Kriege, die im eignen Volk wüten und den Namen „Krieg" eigentlich nicht verdienen. Kriege aber werden wieder entstehen, wie sie von je entstanden sind.

Voraussetzungslose Betrachtung praktischer Dinge des Lebens der Einzelnen und der Völker mag eine Sondergattung der Philosophie sein und dort ihre Berechtigung haben. Überträgt man diese Art Philosophie ins praktische Leben als Richtmaß und Wegweiser, so wird sie zur gefährlichen Weltfremdheit, um so gefährlicher, je umfassender die Geltung ist, die sie sich anmaßt, und sie verliert den Boden unter den Füßen. Fall, Umsturz, Wirrwarr ist die natürliche Folge. Nur in den

Zeiten höchster Nervenerregungen ist eine Ausbreitung an sich berechtigter, nur auf ein falsches Gebiet übertragener Lehren möglich. In Zeiten der Ruhe hört sich die Masse diese verführerischen Märchen ewigen Friedens seelenruhig an und faßt ihre Kritik zusammen, indem sie sagt: „Na hoffentlich; es hat lang nicht gedonnert.“ In den Monaten der Nervenzuckungen erliegt sie dem Luftbild.

Wenn man jedem das Seine gibt, greift Glied wieder in Glied und Rad in Rad. Philosophie samt allen Folgerungen in das Geistesleben des Einzelmenschen, in den Hörsaal und in die sachlichen Bücher der Wissenschaft; gesunder Menschenverstand aber und seine Grundlage, Wirklichkeitssinn, ins praktische Leben. Wirklichkeitssinn und gesunder Menschenverstand, Selbstlosigkeit und Volksempfinden, — es ist, als verschwänden sie mehr und mehr im Lauf des Krieges und lösten sich auf in Nebel, Theorien, Staub und Selbstgier.

Die Bundesgenossen

Die Bundesgenossen Auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz der Westfront hat der deutsche Soldat allein gestanden, auf den andern allen hat er mit Truppen seiner Bundesgenossen „Schulter an Schulter" gekämpft. Sie sollten sein Vertrauen stärken und zum Siege helfen. Wie hat sich die Waffenbrüderschaft bewährt? Es gibt nur eine Antwort: schlecht. Die Türken kenne ich nicht aus eignem Miterleben; ich habe mir von harmlos betrachtenden wie von urteilsfähigen Offizieren und Mannschaften sagen lassen, daß der Türke zwar ein ganz guter Soldat, seine Führung aber von einer derartigen Gleichgültigkeit und Leichtfertigkeit der militärischen Auffassung sei, daß ihnen schon beim Beginn ihrer Tätigkeit im türkischen Heeresverbande die Zwecklosigkeit jeden großzügigen Unternehmens klar geworden sei. —

Das allgemeine Urteil über den Bulgaren klang bedeutend achtungsvoller und lautete: Soldat und Führung sind gut, Vorwärtsdrang beseelt das Heer. Nach Erreichung der bulgarischen Sonderziele freilich legte sich der Angriffsgeist zur Ruhe, aber die Verteidigung hielt, bis der Zusammenbruch kam. Die einflußreichste Waffenbrüderschaft vereinigte uns mit den Österreichern, die durch das Gefühl der Volksbrüderschaft noch gestärkt wurde, mit den Ungarn und dem Gemisch der übrigen Völker des Kaiserreichs.

Der Gedanke an Österreich-Ungarn hat den deutschen Soldaten nie mit Vertrauen, mit der Zeit sogar nur mit gesteigertem Mißtrauen, schließlich mit Zorn erfüllt.

Man zog einen doppelten Vergleich: mit den eignen und mit den Truppen des Gegners. Der Vergleich fiel zu ungunsten der Österreicher und Ungarn aus. Daß sie an Tüchtigkeit hinter dem Deutschen zurückblieben, nahm man ihnen nicht übel, denn jeder deutsche Soldat wußte, das deutsche Heer sei unübertrefflich.

Aber als deutsche Regimenter in Galizien neben österreichischen Truppen in Stellung lagen, kamen sie oft zu einer Auffassung, die die Verbündeten nicht allzu hoch über die Russen stellte. Folgende Reihe von Kampfhandlungen war keine Seltenheit: ein österreichisches Regiment verlor seine Stellung an den Russen; ein deutsches Regiment löste ab, griff an und eroberte dem Bundesgenossen den verlorenen Graben wieder. Die Österreicher bezogen die Stellung wieder, und nach einer Woche saß der Russe wieder drin. Das ging so weit, daß der Russe, wenn er den gegenüberliegenden Graben von deutschen Truppen besetzt wußte, sich ruhig verhielt; hatte er den Verdacht, der Österreicher liege ihm gegenüber, so wurde er dreist und unternehmend. Über den Wert der Gemütlichkeit läßt sich streiten. Am Familientisch ist sie entschieden wünschenswert, im Leben des Volkes ist sie gewiß eine Gefahr, aber im militärischen Dasein und im Kriege ist sie Verhängnis und sichrer Untergang. Wer mit dem österreichischen Heere im Krieg zu tun gehabt, der weiß, daß diese Gemütlichkeit ungeschriebenes Gesetz und höherer Gesichtspunkt bei ihnen war. Den Zusammenbruch hat das deutsche Heer und Reich hinauszuzögern vermocht; ohne sie wäre Österreich-Ungarn schnell zerbrochen.

Ein Beispiel dieser Gemütlichkeit möge genügen: in einer österreichischen Stellung herrschte eines Vormittags plötzlich eine Leere, die dem benachbarten deutschen Regiment bedenklich vorkam. Dem zur Aufklärung abgesandten Adjutanten wurde von dem österreichischen Kommandeur erwidert:

„Was wollen's denn! Die Leute suchen sich halt ihre Erdäpf'l."

Auf den gähnenden Bedeutungsunterschied zwischen vorderster Linie und Erdäpfeln aufmerksam gemacht, antwortete der Herr staunend und belehrend:

„Ja, — aber, Herr Kam'rad, ohne Erdäpf'l können die Leut' doch nicht kämpfen."

Dieser Vorgang ist kein hübscher Witz, sondern eine traurige Tatsache.

Dieses Benehmen eines Stabsoffiziers entspricht nur dem Verhalten eines Generals, der den Meldeoffizier der übergeordneten deutschen Division nach seiner eiligen Ankunft erst zum Essen auffordert, sich selbst mit einem nur von ihm persönlich durchführbaren Geschäft entschuldigt und nach einer guten halben Stunde die Befehle seines Vorgesetzten sich zu Gemüte führt. Solch Zusammenarbeiten entbehrte der Freude und verminderte auf der einen Seite die Achtung und auf der andern die sonst so über alles geschätzte Liebenswürdigkeit.

Es ist Tatsache, daß sich schon 1916 in Kowel deutsche und österreichische Offiziere gegenseitig den kameradschaftlichen Gruß verweigerten, während der deutsche Soldat für seine österreichischen Kameraden nur Achselzucken und Grimm, bestenfalls Mitleid übrig hatte. Der Deutsche zog seine Schlüsse aus diesen Einzelheiten und fand sie in den großen Handlungen des Krieges bestätigt.

„Wir müssen den Österreichern ihr Galizien und Ungarn beschützen, wir müssen ihnen bei jedem großen Angriff helfen. Ohne uns leisten sie nichts. Wann haben sie uns mal geholfen? Aber das verlangen wir schließlich gar nicht; sie sollen sich wenigstens selber helfen können. — Wieviel kostbares deutsches Blut ist schon für Österreichs Schlappheit geflossen!"

Solche und ähnliche Äußerungen konnte man oft genug hören. Einsicht und Verständnis fügten dann ein-

schränkend hinzu: „Allerdings sind es vor allem die Slowaken, Tschechen, Ruthenen und das übrige Fremdgelichter, die die Hauptschuld haben. Der Deutschösterreicher und der Ungar — das sind andre Soldaten."

Außer den militärischen Minderwertigkeiten schuf die schlechte wirtschaftliche Lage Österreichs viel Erbitterung. „Was müssen wir nicht alles an die Bundesgenossen abgeben", hieß es. „Getreide, Stoffe, Stahlhelme, Geschütze — ist es ein Wunder, wenn unser Heer weniger hat, als es haben könnte!" Und dann zusammenfassend: „Geh' mir einer bloß mit unsern Bundesgenossen. Es ist nichts Gutes an ihnen, außer ihren Bundesgenossen. Davon haben wir aber nichts, das sind wir selber."

Recht oder Unrecht dieser Urteile kann ich hier nicht untersuchen. Ich stelle hier wie im übrigen nur die Tatsache fest, die Wirkung mir teilweise verborgener Zustände.

Die Wandlung

Die Wandlung Der Stimmenumschwung läßt sich von Jahr zu Jahr deutlich verfolgen. Von der Begeisterung fällt die Stimmung stufenweise bis zum Hohn. Der Fronturlauber kann es deutlich beobachten, ebenso der Verwundete.

1914: Taumel der Begeisterung. Rauschende Musik brandet durch die Straßen, durch die Mauer der Menge bricht das Regiment zum Bahnhof sich Bahn, begleitet von einem Sturm von winkenden Armen, Zurufen und Hurras, bis am Bahnhof die Marschordnung gelöst ist und Zivilisten, Soldaten, Frauen und Kinder durcheinander wogen. Junge Mädchen tragen den Soldaten, die sie nie zuvor gesehen, die Gewehre. Schokolade, Zigaretten füllen die Uniformtaschen. Der Zivilist spürt bei dem Anblick der Ausrückenden ein Gefühl von Neid und Beschämung und vermeidet es, sich viel auf der Straße zu zeigen, weil die Bekannten ihn festhalten und sagen: „Was? Sie sind noch zu Hause! Ich dachte, Sie wären schon draußen."

Er kann aber nicht dafür. Die Regimenter weisen alle Freiwilligen zurück. Man ist ihrem Ansturm nicht gewachsen.

1915: Beginn der Gleichgültigkeit. Das ausmarschierende Regiment begleiten ernste Blicke, weinende Augen. Die jungen Mädchen laufen nicht mehr neben dem Zuge her, und die Schokolade regnet nicht mehr in Fülle. Das Volk fühlt den Ernst der Zeit, die Bedeutungsschwere der Wochen.

1916: Gleichgültigkeit. Der Ausmarsch zum Bahnhof findet nur in kleinen Trupps statt, und die Dämmrung des Abends wird bevorzugt. Die Truppen wissen, was da draußen auf sie lauert; die Zivilisten wissen es vom Hörensagen. Wer nicht felddienstfähig oder wer reklamiert ist, freut sich stillschweigend. Er hat gar keine Lust, die große Zeit an den Brennpunkten des Erlebens mitzumachen. Zu Hause ist es besser. Einen Bekannten, der zum zweiten Male ausmarschiert, hält er fest: „Was? Du gehst schon wieder raus? Na —!"

Ein verächtlicher Blick antwortet dem Reklamierten.

1917: Manch einer geht zum dritten oder vierten Male nach vorn. Der Reklamierte scheut sich nicht mehr. „Wieder an die Front! Na, so dämlich! Menschenskind, mach's wie ich!" —

„Wie machst du's denn?" —

„Ach, — es geht alles! Man muß es bloß verstehen. Viel Glück!"

Ein Schimpfwort antwortet ihm. Haß und Neid gegen den Reklamierten glimmt aus Blick und Ton. Feigling und Drückeberger ist er dem Frontkämpfer. Und die große Zeit ist die lange Zeit geworden, die zu lange Zeit.

1918: Der Frontkämpfer war der Dummkopf, der sein Schicksal verdiente! „An der Front sind nur die Dummen. Da ist es kein Wunder, wenn wir den Krieg verlieren!" Mehr als zehnmal habe ich dies Wort im Vorbeigehen gehört. Die Klugen saßen alle in den Schreibstuben, die Weisen waren reklamiert, und die obern Zehntausend der Schlauheit waren Munitionsarbeiter und bezogen keinen Lohn mehr, sondern nur noch Gehalt. Die Front aber — da saßen die Hoffnungslosen!

Hohn, — dreimal Hohn!

Der Waffenstillstand

Der Waffenstillstand Wochenlang ist die Division hinter der langsam zurückweichenden Front hin und her marschiert aus einer Bereitschaftsstellung in die andre, von einem Reservoort in den nächsten, gehetzt, müde, hungrig. Die furchtbaren Kämpfe der herbstlichen Rückzugsschlachten haben so große Lücken gerissen, daß die Division in vorderster Linie vorläufig nicht mehr verwandt und nur für den äußersten Notfall gebraucht werden kann.

Eines Tages geht das Gerücht um, jetzt ginge es bis hinter Brüssel in eine ganz neue Aufnahmestellung für die zurückgehende Front.

„Latrinenparole!" sagen die Soldaten.

Aber es geht wirklich weit, weit zurück, bis hinter Brüssel. Irgend jemand spricht plötzlich vom Waffenstillstand. Er wird ausgelacht. „Blödsinn!" heißt es. Gut! Der Frontsoldat schickt und fügt sich rasch ins Unabänderliche. In einem Dorfe wird haltgemacht.

„Hier bleiben wir zwei bis drei Tage", sagt der Kompagnieführer.

„Und dann, Herr Leutnant?" fragt ein Wißbegieriger, der aus der Antwort irgendeinen Aufschluß über das Gemunkel und Gerede zu erhören hofft.

„Dann? — Dann werden wir wohl wieder nach vorn tippeln. Ihr wißt ja, wie das so mit uns immer ist."

Verständnisvoll nicken die Leute. Sie wissen Bescheid: rin in die Kartoffeln, kaum daß man draußen ist.

Also es ist doch Blech, das Wunder des Waffenstillstandes! Jeder erdrosselt eine Hoffnung und geht.

Zwei Tage später, am Nachmittag, wird die Kompagnie ganz plötzlich zusammengerufen. Alles staunt: was ist los. Der Kompagnieführer ist schon früher da als die Kompagnie und wartet. Die Reitpeitsche knallt ungeduldig, erregt auf das Gamaschenleder. Die Kompagnie wird in aller Hast gemeldet. Alles geht heute merkwürdig formlos, übereilt zu, als könne es gar nicht rasch genug gehen, als sei dies alles Plunderkram und das Wichtigste käme nun erst. Es kommt. Gespannt sehen die Leute ihren Leutnant an. —

Einen Augenblick läßt er seine Blicke über seine Leute gleiten. Dann sagt er fast leise: „Heute Mittag ist der Waffenstillstand abgeschlossen worden. Morgen ist der erste Marschtag — Richtung: die Heimat."

Die Leute horchen hoch auf, die Gesichter leuchten freudig, einzelne stecken die Köpfe zusammen und tuscheln miteinander. Plötzlich kommt eine Spannung, eine Erwartung in die Züge.

„Noch eine Frage?" —

Ein Mann tritt einen halben Schritt vor.

„Ja. Die Bedingungen?"

Der Leutnant sucht eine Sekunde lang mit den Blicken den Boden, als habe er die Verantwortung dafür.

„Die Bedingungen sind sehr hart", sagt er schließlich. „Auswendig weiß ich sie auch nicht, — aber —."

Und nun gibt er den Inhalt wieder. Immer größer werden die Augen, die ihn anstarren und an seinen Lippen hängen, immer mehr weicht die Freude aus den Gesichtern.

„Das haben wir unterzeichnet?" fragt einer.

„Unterzeichnen müssen", antwortet der Leutnant. „Die Revolution ließ keine andre Möglichkeit."

„Das — das — das ist der Waffenstillstand!"

Eine ungeheure Enttäuschung lähmt die Kompagnie. Schweigen, Starrheit. Plötzlich lacht einer laut auf, ornig, höhnisch, wutvoll. Mit über dreitausend Mann ist die Division vor kurzen Wochen ins Gefecht gegangen, nach wenigen Tagen kam sie mit achthundert Mann heraus. Ein Bataillon ist jetzt eine Kompagnie, aber eine Kompagnie von sechzig Mann! Und dies — dies ist der Waffenstillstand! Wortlos, langsam geht die Kompagnie auseinander . . .

Am Abend sprach ich mit einigen Leuten über den Waffenstillstand. Die Stimmung war ein Wirbel von gehetzten Gefühlen. Grimm, Galgenhumor, Stumpfheit — „nun ist alles gleich. — Armes Deutschland!" Einer der Leute fragt mich:

„Herr Leutnant! Haben wir an der Front Revolution gemacht?"

„Nein", sag ich. „Wir an der Front nicht."

Einen Augenblick stiert der Mann mich gradezu an. „Nein, — wir nicht", wiederholt er schwerfällig. „Das wollt ich bloß hören. Dann hol der Satan die Halunken, die sie gemacht haben. Und wir sollen's ausfressen!"

So hat die Front über Revolution und Waffenstillstand geurteilt. Verzweiflung läßt sich nicht wochenlang tragen. Dann schlug die Stimmung jäh in die wilde Ausgelassenheit der Gleichgültigkeit um. Alles war an Alles gesetzt und alles war verloren. Nach Tagen erst kam ein stumpfes Gleichgewicht in die Seelen.

Das Ergebnis

Das Ergebnis Die Quelle, aus der alles Übel geflossen, ist die Feigheit der Regierung in inner- und außerpolitischen Dingen und ihre Verständnislosigkeit für das Wesen des Volksheeres im Kriege. Dem Deutschen Reich hat vom Beginn bis zum Ende des Weltkrieges eines gefehlt: ein Mann an der Spitze der Regierung! Ein Mann, der unbeirrt vom Parteigeschrei selbstlos nur von einem Willen getrieben nach dem einen Ziele strebte: Sieg!

Auf der andern Seite arbeitete am Niedergange des geschichtlichen Staatslebens die Partei. Feige Regierung und mutiger Klüngel, dem aus der Schwäche der Regierung Stärke erwuchs! Das war das Elend! Dies und nichts andres. Ein Krieg wird nicht durch die Waffen des Gegners verloren oder gewonnen, er wird durch das Selbsturteil des Volkes und der Regierung verloren oder gewonnen. Die Entscheidung über das eigne Sein oder Nichtsein hat Gott dem Volke selbst gegeben. Diese Entscheidung offenbart Wert oder Unwert des Volkes. Deutschland hat gegen sich entschieden. Ein Volk, das in seinen größten Tagen sich nicht selbst zu finden vermag und in der wichtigsten Minute unwürdig das Schwert selber zerbricht, das wird verworfen von den Völkern; das hat kein Anrecht mehr auf Weltherrschaft. Es verzichtet selber auf das eigne Wohl und mag sich begnügen, als Dichter durch die Felder zu träumen, als Denker über den Büchern zu grübeln, und es mag sich nicht wundern, wenn es eines Tages als Lands-

knecht den willensstarken Völkern Kriege gewinnen muß, von denen es keinen Gewinn hat. Das Bild, das der Witz in seinem Zerrspiegel den Völkern vorhält, lügt nur in der Übertreibung und birgt Wahrheit im Hohn. Deutschland erschien als Michel! Riesenkraft von einer Schlafmütze überzipfelt!

Das Ergebnis der Fehler, Versäumnisse und Rücksichtnahmen ging in zwei Richtungen.

1. Die Kampfsittlichkeit sank, der Kampfgeist des siegwollenden Angriffs erlahmte zum Kampfgeist der anfangs beharrenden, dann weichenden Verteidigung. Triebkraft — Beharrungsvermögen — Stillstand — Fall! Das Bild eines senkrecht mit rasender Eile emporsteigenden und mit rasender Wucht im Rückfall wieder aufschlagenden Steines. Die kriegerische Tugend, der erhaltende Teil in der Seele jedes Volkes, ging verloren. Welches Wort hat die Regierung niemals gebraucht? Siegen! Welches Wort führte sie täglich im Munde? Durchhalten! Das war der Grundsatz: Durchhalten! Damit gewinnt man keine Kriege, damit verliert man Kriege.

2. Das Staatsgefühl schwand. Die Stahlhärte des Worts: Lieber das Äußerste als Entehrung und Demütigung — erweichte zu dem sittlichen Brei des Wortes: Lieber Franzose oder Russe denn als Deutscher zugrunde gehen. Kaisertum, Geschichte, Volksstolz vergingen. Der aufrechte Nacken krümmte sich, bereit, jede Last zu erdulden, nur nicht die des Krieges. Der Magen durfte über die Seele siegen. Der Stoff durfte den Geist knechten! Der holde Wahn des Zwischenstaatentums siegte über die harte Tatsache des Einzelstaates. Der schöne Glaube an menschliche Unschuld und Vollkommenheit ließ sich von dem Vertreter des nüchternsten, praktischsten Volkes der Welt das Bild des Völkerbundes und Weltfriedens in die Luft malen und nahm es für Wirklichkeit. —

Das Vorbild

Das Vorbild Die Sittlichkeit eines Staates in allen außerpolitischen Dingen kann niemals die Sittlichkeit des Einzelmenschen sein. Der Mensch kennt Gefühle und Grundsätze von Ewigkeitswert, der Staat darf sie nicht kennen. Wie in der Natur nur der Wechsel Dauer hat, so ist der Grundsatz des Staates die Grundsatzlosigkeit. Der Aufstieg des Einzelwesens ist der Niedergang des Staates. Der Mensch hat nur die Verantwortung für sich selbst, der Staat hat sie für ein Volk. Nur mit Höflichkeit, Genügsamkeit und Schonung kann der Mensch seinen Weg machen, Gewalt und Faust richtet ihn nur zugrunde. Für den Staat gilt der Gegensinn. Der Mensch führt keinen Krieg, aber der Staat tut es. Krieg ist Gewalt, und der oberste Grundsatz der Gewalt war von je: der Zweck heiligt die Mittel. Jedes Mittel zum Siege ist recht, wenn anders der Zweck des Krieges erreicht werden soll. Die sittliche Begründung ruht in dem erhabenen Zweck des Sieges: das Wohl des Volkes. Was dem Wohl des Volkes dient, ist nicht nur erlaubt, — es ist geboten, es ist Pflicht des Staates und sein Recht. Dies allein ist das tatsächliche Völkerrecht. Vor ihm werden Neutralitätsverträge und -verkündigungen immer nur den Wert eines mit Kriegsausbruch verfallenen Kassenscheines haben. Neutralität ist ein Luftbild, der Glaube daran ist verderbliche Gefühlsseligkeit. Die Geschichte beweist es in vielen Fällen. Das tatsächliche Völkerrecht und das Wesen des Krieges erfordern ferner

die plötzliche und überraschende Eröffnung des Krieges. Die Zahl der ohne Kriegserklärung eröffneten Kriege ist daher erstaunlich groß. In beiden, Neutralitätsbruch und Eröffnung des Krieges ohne Kriegserklärung, sind England und Frankreich unübertroffen, und ihre Größe beweist die Vorteile des tatsächlichen Völkerrechts gegenüber den Nachteilen des theoretischen, erkünstelten Völkerrechts, das den Staat, der es praktisch befolgte, dem Untergange geweiht hat. Die Notwendigkeit beherrscht das Leben der Völker, nicht eine Lehre.

Das Vorbild eines Staates, der für seine Größe und das für das Wohl seines Volkes sorgt — innere Politik ist eine von all dem streng zu trennende Angelegenheit — sind England und, ihm nahekommend, Frankreich. Dort kann eine deutsche Regierung sich reichliche und reiche Belehrung holen. Dort sind immer alle Mittel zum Siege angewandt worden.

Diese Mittel sind:

1. im Innern: Erhaltung und Steigerung des Siegeswillens durch rücksichtsloses Eintreten für das Volk. Dahin gehören schärfste Vergeltungsmaßnahmen gegen feindliche Übergriffe, Bekanntgabe von gewinnbringenden Kriegszielen u. a. Selbst die leiseste, entmutigende Äußerung in Presse und Versammlung, im Parteiwesen wie im Eigenleben, sofern sie in der Öffentlichkeit laut wird durch Ausstreuen falscher Gerüchte, Verurteilung der Regierung u. a. Verbote, Beschlagnahmung und Auflösung sind das Gegebene. Wenn der Reichstag so verständnislos und beschränkt ist, sich zur Sitzung einer Schar parteiwütiger Abgeordneter zu machen, so vergißt er seine Aufgabe und seinen Zweck, Abordnung des Volkes zu sein, verliert seine Wesenseigenheit, und die Regierung sollte vor seiner Auflösung als dem äußersten, aber verfassungsmäßigen Recht nicht zurückzittern. Selten hat es ein treffenderes Kriegswort gegeben als das Kaiser-

wort: ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche. Selten hat ein Volk es weniger befolgt als das deutsche, und nie hat eine andre Regierung sich dem gegenüber so gleichgültig verhalten als die deutsche. —

Landesverräterische Umtriebe aber, von der öffentlichen Äußerung bis zur regelrechten Verschwörung, sind mit aller Strenge zu ersticken. Die Gesetze verkünden für solche Fälle Zuchthaus und Tod, und Gesetze sollen nicht zu prahlerischen Drohungen, die unausgeführt bleiben, erniedrigt werden, wie es im Deutschen Reich zur Zeit des Weltkrieges war. Sonst verliert der Staatsbürger die Achtung vor dem Gesetz, und im Zusammenbruch der Gesetzlichkeit droht die Herrschaft Aller.

Jeder andern Gesetzesübertretung muß in gleicher Weise begegnet werden. Für die Überschreitung von Höchstpreisen, für Wucher, Lebensmittelhinterziehungen sind neue Strafgesetze, entsprechend der neuen Lage, zu schaffen. Zuchthaus, Vermögensentziehung und Tod im äußersten Fall sind keine Strafen, deren Schärfe grausam wäre. Fahnenflucht, Gehorsamsverweigerung und Feigheit vor dem Feinde sind ebenfalls mit Zuchthaus oder dem Tode zu bestrafen wie Plünderungen und Vergewaltigungen im besetzten feindlichen Gebiet.

Schroffe Bevorzugungen, große Unterschiede in der Lebensführung der Rangstufen des Heeres sind gänzlich zu beseitigen. Sie gefährden nur die Volkseinheit und erzeugen Erbitterung und Schwächung der Kampfsittlichkeit. Alle Erregungen öffentlichen Ärgernisses, namentlich die im Kriege gewöhnlich überhand nehmende und frecher auftretende Unsittlichkeit, sind zu unterdrücken. Das Feldheer hat andernfalls den Eindruck einer Heimat, die den Sinn des Krieges nicht zu begreifen vermag und das Blut nicht wert ist, das um sie fließt. Französische Besucher Kölns nach dem Waffenstillstand haben

als Fremde sogar ähnlich geurteilt und ein bessres Verständnis bewiesen als die alte deutsche Regierung.

2. nach außen: Drohung, Schrecken, Vernichtung über die Feinde! Hierher gehören: Beeinflussung der am Kriege noch nicht beteiligten Völker, die aber wohl noch in den Krieg eintreten könnten. Diese Beeinflussung muß sich vor allem auf die Presse erstrecken und braucht auch so untergeordnete, aber so wirkungsvolle Mittel wie Kino und Brettl nicht zu verschmähen. Nirgend ist Sparsamkeit falscher und teurer angewandt, nirgend ist Färbung der Ereignisse richtiger und besser am Platze als in der Beeinflussung fremder Länder. Den schwankenden oder den Staaten gegenüber, die die größte Torheit begehen, die es für friedliche Staaten im Bereich des Krieges geben kann, die bewaffnete Neutralität, diesen Staaten gegenüber ist die schreckende Drohung ein Gebot der Klugheit auch dann, wenn der drohende Staat auch voraussichtlich nicht die Macht haben wird, seine Drohung durchzuführen. Die zweckliche Entstellung feindlicher Kriegshandlungen, die Betonung von unrechtmäßigen Geschehnissen in der Geschichte des feindlichen Landes sind ein weiteres, wirksames Mittel, um in andern Ländern eine günstig, moralisch beeinflussende Meinung zu erzeugen. Völker lassen sich betrügen.

Rücksichtsloseste Anwendung aller Kriegsmittel ist ein selbstverständliches Gebot. Darin hat das Deutsche Reich am wenigsten gefehlt, da hier die Oberste Heeresleitung maßgebend war. Dennoch: die Zeppeline hätten sogleich über London erscheinen und, was nie geschehen ist, auch London-West mit Bomben belegen sollen. Der uneingeschränkte U-Bootkrieg konnte anscheinend nie mit den nötigen Kräften geführt werden. Hier lag der Fehler in einer Drohung, die unbedingt wahr gemacht werden mußte und doch nicht wahr gemacht werden konnte. Erst bereit sein, dann drohen; nicht erst drohen und sich dann

bereit machen! In diesem Fehler der Ankündigung lag Ermutigung für den Feind. Drohung bei mangelnden Machtmitteln aber ist nur feindlich-neutralen Staaten gegenüber angebracht.

Ein Staat, der nach solchen Richtlinien handelt, dient dem höchsten Gesetz, das es für den Staat gibt, dem Volkswohle, so, wie es dieses Gesetz verlangt, wenn es getreu befolgt sein will.

Das Gesetz der Völker

Das Gesetz der Völker Die Tugenden der weltmächtigen, staatenbildenden Völker sind männlicher Art, beseelt von der stürmenden Kraft allseitig mehrenden Fortschrittes. Die Tugenden der kleinen Völker sind weibliche Tugenden, gekennzeichnet durch das Streben nicht nach Mehrung, sondern nach Erhaltung des längst Errungenen, nur dort einer scheinbaren Abirrung unterliegend, wo sie in den Bannkreis großer Staatenbildungen der eignen Rasse geraten, wie die Wandel- und Schweifsterne, in den Anziehungsgürtel der Sonnen gelangt, ihrer Masse verfallen. So unterlagen die slawischen Kleinstaaten des Balkans der russischen, verfiel Belgien der französischen Masse.

An erster Stelle unter den Tugenden der großen Völker erhebt sich die Kampfsittlichkeit zum Gipfelpunkt des Kampfgeistes. Hier wiederum ist es der mehrende Kampfgeist des Angriffs, der die aufsteigenden, der Kampfgeist der Verteidigung, der die gipfelhohen und absteigenden Völker kennzeichnet. Die Seele dieses Kampfgeistes ist der Glaube an Bestimmung und Sendung zur Ausbreitung des eigensten Wesens, zur Weltherrschaft. Weltherrschaft ist das Ziel solcher Völker! Es wäre gedankliche Feigheit oder Torheit, das zu leugnen. Dieser Sendungsglaube erhält seinen stärksten Anstoß von der Kultur seines Volkes. Je höher die Kultur, desto stärker der Stoß, desto größer die Berechtigung zur Weltherrschaft. Die Entwicklung der Zeiten machte aus dem Glauben ein

Verlangen, aus dem Verlangen einen fortreißenden Trieb, gegen den der so gelöste Trieb der nicht mithandelnden, nur duldenden Massen in der Form des Sozialismus einsetzte. Das Recht zur Weltherrschaft wird zur Pflicht. Der unwiderstehliche Schritt des Naturgesetzes dröhnt in dem Vormarsch der großen Völker. Auch der zur Herrschaft gelangte Sozialismus wird ihm unterliegen.

Der Sendungsglaube zur Macht auf der Grundlage der Kultur, — er kennzeichnet das Machtstreben der Völker von heute. Die bloße Machtsucht ist ein Kennzeichen des Altertums und Mittelalters, mit Ausnahme der Griechen. Die Neuzeit und Zukunft kennt nur die Kulturmacht, mit Ausnahme des kaiserlichen Rußlands.

Der geistige Fernblick des Triebes zur Herrschaft und des Kulturgedankens übersieht das Dasein der kleinen Staaten vollkommen und beachtet sie so wenig, wie das marschierende Regiment die Zweige achtet, die unter seinen Tritten zersplittern.

Der Ausdehnungsdrang und die Spannungskraft, die der Kultur innewohnen, schöpfen die unhemmbare Kraft ihres Druckes aus der Tatsache, daß nur ein großes Staatswesen mit seiner äußeren und inneren Machtgröße den hindernislosesten, denkbar größesten Emporstieg der Kultur ermöglichen kann. Daß jedes Volk dies für sich selbst am zutreffendsten hält, beruht auf seinem völkischen Stolz, und dieser Sonderglaube ermöglicht erst den Fortschritt, der im Wettbewerb der Wechselwirkungen liegt. Kleine Staaten aber sind Kulturhemmnisse. Ihr Daseinsrecht ist begrenzt durch die Dauer des Friedens, der zwischen den großen Mächten herrscht, ist bedingt durch den Willen der Weltmächte. Das Naturgesetz geschichtlicher Entwicklung verkündet den kleinen Völkern Abhängigkeit, Unterwerfung oder Vernichtung.

Im Weltkrieg hat dieses Gesetz der Machtausbreitung eine scheinbare Beugung seiner fächerförmig sich breiten-

den Strahlen erfahren. Das Recht der kleinen Staaten, das Selbstbestimmungsrecht der Völker, wurde verkündet. Diese tote Theorie für alle, ist lebendigste Pratis für einige, für die Besiegten und gibt sich so als die übliche Friedensbedingung, unüblich verbrämt mit den Gedanken des Völkerglücks und Weltfriedens. Durch diese Gedanken schimmert die natürliche Selbstsucht und Gewalt. Für die Völker der Sieger gilt das Selbstbestimmungsrecht nicht, es gilt nur für die Besiegten, weil es Schwächung ergibt und Ohnmacht will. Es ist selbstverständlich und schon durch die Opfer gerechtfertigt, dem Besiegten Gewalt zu tun. Krieg und Frieden sind Gewalt, nicht Schonung. Widerlich wird das Gebaren des Siegers erst durch die Absicht, aus Gewalt Recht, aus Haß Liebe machen zu wollen. Ein heuchelnder Sieger, — das ist ein sehr trüber Anblick, der an Menschenwürde zweifeln läßt. Allenfalls entschuldbar wird die Heuchelei des Völkerbundes, Rechtsfriedens und der Selbstbestimmung dadurch, daß sie eine Notlüge des Krieges ist, berechnete Verführung des gefährlichen Gegners, mit andern Worten ein Kriegsmittel wie jedes andere auch, wie Granaten, Gas und Tanks.

Deutschland gehörte bis vor kurzem zu den aufsteigenden Völkern. Heute befindet es sich außenpolitisch auf einem Abstieg von unerhörter Steilheit, wenngleich eine innerpolitische Sammlung bemerkbar ist. Deutschlands Kampfgeist ist für Völkerwettkämpfe vorläufig lahmgelegt, aber nur künstlich gelähmt. Heer und Kaisertum sind ihm zerschlagen und geraubt. Ob Deutschland seine Lähmung überwinden, wann das geschehen wird, ist heute noch jedem Auge verborgen. Die Größe seiner Kultur und die in ihr drängende, schwellende Spannkraft ist ein Bürge der Zukunft. Die endgültige Vernichtung einer Großmacht erfolgt nur aus der Vernichtung seines Kulturbesitzes. Dann erst ist staatlicher Größe der Boden

entzogen, und im Fall kracht sie zerbrechend zur Erde. Nicht verlorene Schlachten, mißglückte Kriege töten ein Volk; zerschmetterter Kulturbesitz erst bricht ihm das Rückgrat. Es kann nicht anders sein, denn mit der Kultur wird die Quelle des Stromes verschüttet, wird die Spannkraft des Bogens zerbrochen.

Gegen die Hoffnung auf eine künftige Größe Deutschlands, auf eine Größe, die der des Reiches bis 1914 entspricht, redet die Unwahrscheinlichkeit, jemals wieder ein Heer von der Unwiderstehlichkeit des kaiserlichen auf die Beine bringen zu können. Wer nicht an die 'Luftspiegelung des Weltfriedens und nicht an die Gerechtigkeit irgendeines Völkerbundes glaubt, wer in der Lage Deutschlands mitten in Europa 'einen bedrohenden Zwang sieht, der wird folgerichtig die Forderung des stärksten Heeres der Welt an Deutschland stellen müssen, auch wenn er uniformscheu ist. Ein solches 'Heer aber und Einherrschaft sind untrennbar. Das starke Heer hat starke Einherrschaft zur Bedingung. Nur in der Spitze wohnt die durchbohrende Stoßkraft, nur 'in der Schneide blitzt die Hiebwucht des Schwertes, und nur in der Einheit der Staatsleitung wohnt Spitze und Schneide. In der wechselnden Vielheit ruht die Kraftarmut der 'Fläche.

Dem, der heute an der weltgeschichtlichen Zukunft Deutschlands verzagen will, gibt die Reichsgeschichte den Trost: in seiner Erniedrigung war Deutschland am größten. Vielleicht wächst auch aus der Tiefe dieses Abgrundes der Baum, der seinen übergrünten Wipfel wieder lichtwärts hebt und mit blühenden Ästen in einen blauen Himmel und mit fruchtreichen Zweigen nach einer strahlenden Sonne greift!

Kommen aber wird die Rettung nur dann, wenn nicht mehr Lehren und Theorien, frommer Glaube und Traum die Politik beherrschen, sondern wenn nüchterner Wirklichkeitssinn leitet und die Folgerungen aus Tatsachen

und nicht aus Wünschen und Möglichkeiten traumfernster Zukunft gezogen werden.

Kommen wird die Rettung und die Größe des Reichs nur dann, wenn Parteisucht und Gewinngier, Kastengeist und Selbstsucht untergehen und aufsteht das Eine über allem:

das Vaterland.

* *
*

Im unterzeichneten Verlage erschien kürzlich:

Der Dolch des Condottiere

Sechs Novellen

von

Franz Schauwecker.

Geschmackvoll gebunden M. 7,—.

Die Titel der sechs Novellen lauten: „Der Dolch des Condottiere“, „Das Opfer“, „Akims Himmelfahrt“, „Das blaue Wunder“, „Die Zahnärztin“, „Der dröhnende Gott“.

Dresdner Anzeiger, Dresden:

Der Verfasser dieser sechs Novellen hat schon vorher mit einem Kriegswerk: „Im Todesrachen“ starke schriftstellerische Begabung an den Tag gelegt. Das tut er hier von neuem. Die Stoffe von drei der sechs Novellen sind dem gesellschaftlichen Leben entnommen und von moralischem Pessimismus durchtränkt; man liest sie mit Unbehagen, mit Spannung und mit Bewunderung, wie der junge Schriftsteller seine Erzählung knapp und packend zusammen zu halten weiß, wie er ohne jede Länge sprühendes Leben zu schildern versteht und wie er die Sprache vollendet beherrscht.

Deutsche Warte, Berlin:

Der vorliegende Novellenband zeigt Schauwecker als einen kühnen und gewandten Erzähler. Nichts ist tot in diesen Novellen, alles ist funkelndes Leben, und Schärfe des Geistes blitzt aus dem Erzählten; aber zugleich strömt auch eine Herzenswärme herein. Ich glaube, wir haben von Franz Schauwecker noch Bedeutendes zu erwarten.

Der Reichsbote, Berlin:

Die Novellen verraten nicht bloß ein starkes Können, sondern auch Menschenkenntnis und sind mit Beherrschung der Novellentechnik und gewandter Schilderung der Umwelt flott erzählt.

Kieler Zeitung, Kiel:

Sie sind Meisterwerke ihrer Gattung, der streng künstlerischen, ganz unpersönlichen Erzählung, kühn in der Erfindung, tief in der psychologischen Entwicklung und ausgezeichnet durch das feine Gefühl, mit dem der jeweilige Stoff gewählt ist.

Altenburger Zeitung, Altenburg:

Fein geschliffene Erzählungen sind es, fesselnde Gedanken bannen uns. Der Inhalt! Wir spüren das Leben, das uns umgibt, in jeder Zeile. Er hat bewiesen, daß ihm starke Anerkennung gebührt, er ein Großer zu werden verspricht. Wer zu Schauwecker hält, wird unser Urteil bestätigt finden. Man kaufe seine Bücher!

Literarisch-Musikalische Monatshefte, Dresden:

Das Buch ist ein literarisches Ereignis! Der Leser wird schon am Anfang in den Bannkreis dieses Werkes gezogen. Eigenartige Schicksale lernen wir kennen, Menschen treten vor uns, keine Schemen, — nein, wir vermeinen sie verkörpert vor uns stehen zu sehen. Des Lebens buntes Farbenspiel blüht uns aus jeder Seite entgegen. Man muß sich den Namen Franz Schauwecker merken. Es ist noch Großes von ihm zu erwarten.

Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale).

Im unterzeichneten Verlage erschien kürzlich:

Im Todesrachen

Die deutsche Seele im Weltkriege

von

Franz Schauwecker.

4. Auflage. Umfang etwa 400 Seiten. Elegant gebunden M. 12,50.

In atemversetzender Schilderung und dramatischer Wucht entrollt der Verfasser ein ergreifendes Bild der unvergleichlichen Heldentaten unserer Infanterie, nicht, indem er diese aufzählt, sondern durch schlichte Darstellung der Seelenkämpfe, Leiden und Entbehrungen der Feldgrauen. Das ist das Große, Fortreißende an diesem Buche: die Vereinigung seltener Kunst und unerbittlicher Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit des Stoffes. Schauweckers Helden- und Trauerlied sollte jeder Deutsche lesen; seine Lektüre bereitet Stunden herrlichsten Genusses und reinster Freude.

Inhaltsverzeichnis:

Deutsche Infanterie.

Einleitendes. — Fahrt zur Front. — Der Fußsoldat. — Hüben und drüben.

Überblicke. — Körper und Seele. — Gesundheit. — Selbständigkeit und Freiheit. — Gegensätze. — Dienstgrade. — Lebensalter in einer Kompagnie. — Neuheit und Gewohnheit, Leichtsinn und Gleichgültigkeit. — Redeknappheit, Bescheidenheit und Prahlsucht. — Umwertungen.

Trost und Zuflucht. — Tiere. — Blumen. — Musik. — Alkohol. — Tabak. — Feldpost. — Bücher. — Feste. — Spiele. — Humor.

Vergleiche. — Front, Etappe, Heimat. — Front und Garnison. — Sittlichkeit in Front und Etappe. — Vorgesetzte und Untergebene.

Kleinelend. — Hunger. — Wegelosigkeit und Märsche. — Arbeitsdienst. — Kälte und Nässe. — Gepäck. — Unsauberkeit und Ungeziefer. — Finden und Tauschen. — Stumpfsinn. — Alltag und Phantasie.

Deutsche Sprache.

Der Kampfgürtel. — Kampfsittlichkeit. — Hochgefühle. — Die Nerven. — Todesangst und Todesverachtung. — Religion. — Vor-

Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale).

marsch. — Rückzug. — Der Feind. — Ost- und Westfront. — Der Augenblick der Entscheidung. — Alte und neue Kampfart. — Der Westkämpfer. — Der Gürtel der Zerstörung. — Heldentum. — Kriegsmittel. — Deckung und Schußfeld. — Die erste Granate. — Menschen töten. — Fußsoldat und Geschütze. — Kameradschaft. — Urwaldsumpf. — Verwundung und Rückschub. Tod und Grab. — Sterbende und Tote. — Soldatengräber.

Einige aus den unzähligen glänzenden Urteilen:

Ludendorff:
Das Buch hat einen tiefen Eindruck auf mich hinterlassen. Das Heldentum und das Heldenleiden unserer tapferen Infanterie ist tief ergreifend geschildert.

Reinhardt, Preußischer Staatsminister und Oberst:
Ausgezeichnet! Wahrheitsgemäß, gut. — Ein Buch von hohem Werte.

Stein, General der Artillerie a. D.:
Das Buch vereinigt dichterische Sprache mit rücksichtsloser Wahrheitsschilderung und wird dadurch zu einem bedeutenden Kunstwerk.

Tägliche Rundschau, Berlin:
Besonders wohltuend mutet der Klang stolzer Freiheitlichkeit, edler aufrechter Gradsinnigkeit an, der aus Schauweckers Buch zu vernehmen ist.

Sächsische Staatszeitung, Dresden:
Es ist ein Kriegsgedenkbuch von besonderem Zuschnitt und Wert.

Neue Preußische Kreuzzeitung, Berlin:
Es tut wohl in dieser Zeit elender Selbstbezichtigung der Deutschen, Schauweckers Worte über die deutsche Heldenseele zu lesen.

Hannoverscher Kurier, Hannover:
Schauweckers Buch ist ein Heldenbuch, die würdigste Darstellung des ungeheuren Seelenerlebnisses unseres Volkes in Waffen.

Hallesche Nachrichten, Halle:
Und um der ungeschminkten Wahrheit, der hohen sittlichen Werte willen sei diesem Buche weiteste Verbreitung gewünscht.

Ostdeutsche Volkshochschule, Meseritz:
Das Buch ist ganz Pflicht, ohne jedes Pathos, und gerade darum wirkt es wie ein großes, unvergängliches Heldenlied.

Der Tag, Berlin:
Aus der Tiefe eigensten Erlebnisses schöpft der Verfasser seine Schilderungen von den Ereignissen, von dem Seelenzustande seiner Kameraden an der Front. Man merkt es an dem Ton tiefster seelischer Erregung, der das ganze Werk durchbebt, man merkt es auch an der Wärme innerlichster Anteilnahme, von der alle diese Schilderungen durchklungen sind, deutlich an, daß hier ein persönliches Erleben zugrunde liegt.

Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale).

Im unterzeichneten Verlage erscheint im Sommer 1920:

Ghavati

Ein Tierroman

von

Franz Schauwecker.

Preis in India-Pergament gebunden 25,— M.; geheftet 18,— M.

Ein Roman unter Göttern und Tieren in den Wildnissen Innerafrikas!

Steppen und Sümpfe, Urwälder und Feuerberge steigen heiß und gewaltig aus dem Dunst der Tropen empor, und in ihnen wandelt und lebt Ghavati, die Göttin der Tiere, mit Elefanten, Löwen und Antilopen, Flußpferden und Zebras, mit dem Okapi, den Giraffen und anderen Tieren der Wildnis, die langsam ihrem unabänderlichen Schicksal, dem Menschen, erliegen.

Tierdämmerung, — das ist der große Stoff des Romans, das Gewand des großen Gedankens in ihm.

Schauweckers anerkannte und freudig begrüßte Eigenheiten offenbaren sich hier wie in keinem anderen seiner Werke: konzentriertes Schauen, stärkste Einfühlungskraft in die Seelenwelt des Fremden, hinreißender Schwung der Sprache und Phantasie, die von der Reinheit eines großen Gedankens durchglüht und durch peinlichste Wirklichkeitsbeachtung und künstlerischen Ausgleich gebändigt ist. Er hält den Leser fest mit dem ersten Wort und hält ihn noch nach der letzten Seite im Bann seiner aufwühlenden Erzählerkraft.

Kiplings und Jack Londons Tierromane sind hier an Gestaltungskraft, Phantasie und Seelenschilderung erreicht; übertroffen hat der Deutsche den Engländer und den Amerikaner durch die Größe des Grundgedankens. Dieser eigenartige Roman wird unter allen Tierromanen gewiß mit an erster Stelle stehen.

Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale).

Im unterzeichneten Verlage erschien kürzlich:

Rudolf der Letzte

Tagebuchblätter eines deutschen Fürsten.

Vierte Auflage.

Preis geschmackvoll gebunden M. 24,—.

Das unter dem Pseudonym „Rudolf der Letzte" erscheinende Tagebuch bringt die Aufzeichnungen eines großherzoglichen Prinzen über die außer- und innerpolitischen Vorgänge Deutschlands und seines engeren Vaterlands in den letzten 30 Jahren. Es enthält genauestes Details über alle wichtigen politischen und dynastischen Geschehnisse der Ära Wilhelms II., gewährt tiefe Einblicke in die Ränke und Intrigen der hohen Politik, wirft grelle Schlaglichter auf die Berliner Beziehungen zu den Bundesstaaten, bietet die interessantesten Einblicke in die geschichtlichen Entwicklungen, wie sie sich unter dem Gesichtswinkel eines Fürsten abgespielt haben. Der Prinz behandelt alle bemerkenswerten Ereignisse als unparteiischer, national empfindender, modern gesinnter Geist.

Der prinzliche Schreiber, ein begeisterter Anhänger Bismarcks, gerät bald auf Grund der politischen Entwicklung unter Caprivi in einen gewissen Gegensatz zur Politik des jungen Kaisers. Er kommt mit diesem selbst in Fühlung, ist insbesondere genau eingeweiht in die Bestrebungen des Jahres 1898, das ein deutsch-englisches Bündnis hätte bringen können. Nachdem er fast die ganze Welt bereist, insbesondere alle europäischen Höfe kennengelernt hat, verfolgt er mit den Augen eines vielseitig gebildeten, modern empfindenden Mannes von echt deutscher Gesinnung den Gang der Dinge und erblickt bald in der Handhabung der deutschen Politik ernste Gefahren für Reich und Volk.

Durch verschiedene Todesfälle Thronfolger geworden, versucht Prinz Rudolf in letzter Stunde entscheidenden Einfluß auf die Geschicke seines engeren und weiteren Vaterlandes zu gewinnen, was ihm aber versagt bleibt. Im Weltkriege weilt er wiederholt im Großen Hauptquartier, lernt den Krieg im Schützengraben kennen, ist an einigen halbamtlichen Friedensfühlern und dergleichen mehr beteiligt. Als Kenner der gesamten europäischen Verhältnisse verurteilt er früh den unbedingten Siegfrieden, in dessen unentwegter Verfolgung er schwere Gefahren für sein Vaterland sieht. Seine Ahnungen erfüllen sich: Deutschland unterliegt, die Revolution bricht auch über sein engeres Vaterland herein und kostet ihn den Thron.

Ein geschickt und spannend geschriebenes Buch. Eine Mischung von Politik, Roman und Romantik.

v. Stein, General der Artillerie a. D.

Ich las das höchst spannende Werk in einem Zuge durch. Der Wert der Schrift liegt offenbar — abgesehen von der leisen Begleitung persönlicher intimer Erlebnisse — in der offenen, objektiv klaren, unbeeinflußten, kurzgefaßten Art, die sozusagen in Stichworten das Resultat der Rechnung der letztvergangenen deutschen Geschichte zieht. Dem Werk ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

Prof. **Fahrenkrog.**

Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale).

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

Diekmanns Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei.

Herausgeber: **Kurt Engelbrecht.**

Es handelt sich bei dieser Bücherei um Memoiren und Anthologien, die aus der Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Literatur aller Zeiten und Völker das Wichtigste und Interessanteste, das Bemerkenswerteste und Unterhaltsamste darbieten. Es sind dabei keine trockenen Zitatensammlungen, keine sogenannten Breviere, die den Leser bald ermüden. Aussprüche und briefliche Äußerungen bedeutender Persönlichkeiten bereichern den Inhalt, doch wird das Hauptgewicht auf die wörtliche und getreue Wiedergabe denkwürdiger Erlebnisschilderungen in Dichtung und Prosa gelegt.

Jeder in dieser Bücherei erscheinende Band ist durch seinen wertvollen Inhalt sowie künstlerische Ausstattung bestimmt und geeignet, ein Juwel schönsten, interessanten Unterhaltungs- und belehrenden Lesestoffes, ein unentbehrliches Hausbuch, eine Zierde der privaten Büchersammlungen zu werden. Die Bücher sind wahrhaft geschaffen, unseren Kulturstand zu erhöhen, unsere Sittlichkeit zu läutern, unsere Denkart und unser Handeln zu veredeln.

Es sind Bücher der Erhebung, der Freude, der Stärkung und Ermutigung!

Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale).

Folgende Bände sind erschienen:

Band 1. **Die Liebe** im Selbsterlebnis der Menschen und Zeiten von Kurt Engelbrecht. Gebunden M. 7,— + 20 % Verlagszuschlag.

Das Buch ist für die Hand eines jeden, für die des jungen Mädchens, der Braut und Gattin ebenso wie für die des Jünglings, des jungen Mannes und des Familienvaters bestimmt. Reichste Belehrung, anregendste Unterhaltung bietet die Fülle interessanten, ausgesucht edlen und schönen Erinnerungenmaterials.

Band 2. **Die Ehe** als Erlebnis von Grete Meisel-Heß. Gebunden M. 7,— + 20 % Verlagszuschlag.

Man gebe das Buch jungen Verlobten, angehenden Eheleuten zur Belehrung und Aufklärung über den hohen einzigartigen sittlichen Wert der Ehe in die Hand. Aber auch in dem erfahrungsgereiften Eheleben älterer Gatten ist es als Berater und Helfer eine entscheidend wichtige Rolle zu spielen geeignet.

Band 3. **Der Humor** in der Memoirenliteratur von Herm. Siegfr. Rehm. Geb. M. 7,— + 20 % Verlagszuschlag.

Der Humor, der goldene Lebensfreund des Deutschen, ist vielen heute ganz abhanden gekommen. Da liegt es nahe, auf die reichen Schätze gediegenen Humors in unserer Literatur zurückzugreifen und sich dort die notwendige Herzerquickung zu holen.

Band 4/5. **Das Tier** im Erlebnis der Menschen von Dr. Th. Zell. Gebunden M. 12,— + 20 % Verlagszuschlag.

Jeder Tierfreund wird den Ausführungen des vorliegenden Bandes das höchste Interesse entgegenbringen. Wer irgend nur Freude an der Tierbeobachtung hat — auch der Philologe, der Kenner Homers und der antiken Dichtung —, wird sich in mannigfachster Weise angeregt finden.

Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale).

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

Diekmanns Denkwürdigkeiten- und Erinnerungen-Bücherei.

Herausgeber: **Kurt Engelbrecht.**

Folgende Bände sind in Vorbereitung:

Die Medizin	von	Dr. Ernst Franck.
Die Baukunst	„	Professor Bodo Ebhardt.
Die Malerei	„	Professor Ludwig Fahrenkrog.
Die Musik	„	Dr. H. J. Moser.
Die Freude	„	Reinhold Braun.
Das Theater	„	Otto Schabbel.
Die Reise	„	Arthur Rehbein.
Die Redekunst	„	Dr. Gustav Manz.
Die Religion	„	Konsistorialrat Dr. Richter.

An Gegenständen für weitere Bände sind in Aussicht genommen:

Die Jugendzeit	Das Heim	Die Universität
Das Kloster	Die Mutter	Die Bildhauerei
Die Arbeit	Die Natur	Die Oper
Meister des Lebens	Die Jagd	Die Philosophie
Die Kirche	Der Sport	Nachschaffende Kunst
Der Tod	Das Genießen	Das Kunstgewerbe
Die Familie	Die Schule	Der Reichtum

usw. usw.

Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale).

Im unterzeichneten Verlage erschienen:

Kaiser Friedrichs Tagebuch

Mit Einleitung und Anmerkungen
von
Eduard Engel.

10.—15. Tausend. Geschmackvoll gebunden M. 6,—.

Die wichtigste deutsche Geschichtsurkunde des letzten Menschenalters ist nunmehr dem ganzen Volke zugänglich gemacht.

Erschütternd wird das deutsche Volk erkennen: die Befolgung der zwei Hauptgrundsätze der Politik des Kaiser Friedrichs: freisinniger Ausbau des neuen Reichs und Freundschaft, ja Bündnis mit England hätten Deutschland vor dem tiefen Fall bewahrt.

Frankreichs Geistesführer

von
Eduard Engel.

Völlig neubearbeitete 5. Auflage. Geschmackvoll gebunden M. 9,—

In drei allgemeinen Kapiteln über die französische Sprache, den Geist der französischen Literatur, die literarischen Strömungen und in 18 Charakterbildern der führenden Dichter und Prosameister Frankreichs in vier Jahrhunderten gibt Eduard Engel, von dem wir ja auch die verbreitetste Geschichte der französischen Literatur besitzen, ein überaus lebensvolles Bild des Wesens des französischen Geistes. Dieses genau kennen zu lernen, ist in unseren Tagen mehr als je eine Forderung höherer deutscher Bildung.

Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale).

In meinem Verlage erscheint demnächst:

Auswärtige Politik

Ein Führer für das deutsche Volk.

Von Prof. Dr. Löffler.

Preis geschmackvoll gebunden M. 18,—.

Unsere politische Unreife, Unkenntnis und Unfähigkeit gehört zu den wesentlichsten Gründen unseres Zusammenbruches, die Verbreitung von Interesse und Verständnis für die Fragen der auswärtigen Politik zu den wichtigsten Aufgaben des Aufbaues.

Ein Buch wie das vorliegende mußte deshalb geschrieben werden, zumal da unser sonst so gut ausgebautes Schrifttum kein für weitere Kreise unseres Volkes geeignetes Handbuch aufzuweisen hat.

Wenn sich der Verfasser, ohne zünftiger Politiker zu sein, an diese Aufgabe gewagt hat, so kann er für sich geltend machen, daß er sich früher als andere Volks- und Zeitgenossen mit den Fragen der auswärtigen Politik beschäftigt und sich um gründlichere, quellenmäßige Kenntnisse bemüht hat.

Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte: Einleitung. — Begriff und Aufgabe der auswärtigen Politik. — Quellen und Hilfsmittel. — Die Beziehungen der Staaten zueinander. — Kriegsverhütung und Friedenssicherung. — Die Leitung der auswärtigen Politik und ihre Kontrolle. — Das deutsche auswärtige Amt. — Die Diplomatie. — Die deutsche Diplomatie. — Das Konsulatswesen. — Die Politik der Großmächte. — Die deutsche Politik 1871—1919. — Die deutsche Politik nach dem Kriege. — Verzeichnis wichtiger Quellen. (Mit Nachweiser).

Alle einschlägigen Fragen werden also behandelt, und zwar historisch, kritisch und positiv aufbauend.

Als besonders wertvoll dürfen die Kapitel über die Politik der Großmächte und die deutsche Politik bezeichnet werden. Die großen Richtlinien sind hier mit möglichster Klarheit und Schärfe herausgearbeitet, so daß der Leser hier wirkliche Belehrung erwarten darf. Die neuesten Quellenpublikationen und Enthüllungen sind bereits benutzt.

Der Verfasser legt sich nicht einseitig auf den Standpunkt einer einzelnen Partei fest, sondern ist bemüht, ein allen Deutschen gemeinsames Verhältnis zur auswärtigen Politik zu finden. So ist es ihm möglich, auch die demokratischen und pazifistischen Bestrebungen mit Verständnis und Objektivität zu würdigen und zu bewerten.

Das Buch gehört in die Hand jedes Deutschen. Unentbehrlich ist es für Bibliotheken, sowohl wissenschaftliche wie Volksbüchereien, für Hochschulseminarien, für den höheren Unterricht, für Volkshochschulen. . . .

Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung, Halle (Saale).

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

UCLA
INTERLIBRARY LOAN

ONE MONTH AFTER RECEIPT

1724

AUG 6 1970

OCT 18 2006

LD21A-60m-3,'70
(N5382s10)476-A-32

General Library
University of California
Berkeley

YE 2102

922129

D640
S32

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY